

Paed. Th.

5213^f

Paed. Th.

Schröer

5213 $\frac{f}{f}$

Ueber Erziehung Bildung und Volksinteresse

in

Deutschland und England

Von

Dr. M. M. Arnold Schröer

Professor a. d. Universität Freiburg i. B.

Schule, Erziehung und Weltherrschaft der Engländer.
— Die Lehr- und Lernfreiheit an unseren Universitäten.
— Wissenschaft und Publikum. — Litterarische
Production und Ueberproduction. — Unsere Bibliotheken.
— Zur Beurtheilung der heutigen Engländer:
Drage's Cyril.

Dresden-N.

Verlag von Oscar Damm.

1891.

207e



Vorwort.

Der gemeinsame Grundgedanke der folgenden Aufsätze, die zuerst theils im Feuilleton der Frankfurter Zeitung, theils im Deutschen Wochenblatt erschienen sind, möge ihre Vereinigung in einem besonderen Bändchen rechtfertigen; naturgemäss sind dabei einige kleine Zusätze nöthig gewesen. Der erste Aufsatz ist gewissermassen ein Programm, in dem die Aufgaben der Jugend- und Volkserziehung in Deutschland durch eine Gegenüberstellung der Zustände in England beleuchtet werden sollen.

Die zahllosen Rufe nach Reform unseres Schul-, Studien- und Erziehungswesens verlangen vor allem Heranbildung zu ganzen, d. h. gesunden Menschen, und weil unsere bisherigen Einrichtungen vieles Ungesunde, d. h. Einseitige mit sich brachten, könnte man leicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen und die Bedeutung der spezifisch deutschen Wissenschaftlichkeit verkennen. Es kann demgegenüber nicht energisch genug betont werden, dass unsere deutsche Wissenschaftlichkeit doch die unbestrittenste all unsrer Errungenschaften ist und dass ihre Pflege und Ausbreitung im Volke zu dessen vitalsten Interessen gehöre. An diesem Glauben an die Bedeutung der Wissenschaft für

das Gesammtleben der Nation könnte man aber irre werden, wenn Wissenschaft und Nation aufhören, einander zu verstehen; diese Gefahr hervorzuheben und ihre Ursachen zu erörtern, ist der Zweck der weiteren vier Aufsätze.

Den letzten Aufsatz könnte man auch überschreiben: Nationales Ehr- und Pflichtgefühl; denn das ist es, was sich für uns aus einer Betrachtung der heutigen Engländer, „Jung-Englands“ und seiner Ideale ergibt. Uns fehlt es freilich auch nicht an Idealen, an edlen Regungen und Bestrebungen, wohl aber an dem starken Glauben an unsere weltgeschichtliche Sendung; nicht der politische, sondern der geistige oder Bildungs-Partikularismus, der unsere Nation in zahllose Rangstufen von „Volk“ und „Gebildeten“ zersplittert, ist noch zu überwinden, und sich eins fühlen mit der Nation und für sie was nütze zu sein, das ist der Lebensnerv jedes gesunden Gliedes derselben; ohne diesen bleiben wir problematische Naturen, unser Nationalgefühl innerlich hohl, und die Bildungsblasirtheit zieht ihre grauen Schleier um die Häupter der „oberen Zehntausend“ — und der Millionen, die gerne zu ihnen gehörten.

Freiburg in Baden, 25. Juli 1891.

A. S.

I.

(„Schule, Erziehung und Weltherrschaft der Engländer.“
Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 18. December 1890.)

Wir stehen am Ende der Schulreformconferenz, und man kann wohl sagen, das ganze gebildete Deutschland verfolgt den Verlauf derselben mit lebhaftem Interesse, wobei freilich die Bedenken, all die widersprechenden Ansichten unter einen Hut zu bringen, vielfach laut werden. Schon seit Jahren hingen diese Reformpläne in der Luft, und wenn man auch angesichts der umfangreichen Literatur, die diese Fragen hervorgerufen, mit Bedauern eingestehen muss, dass fast so viel verschiedene Meinungen als Köpfe vorhanden sind, ist dennoch die überwiegende Mehrheit der Ueberzeugung, dass etwas geschehen muss.

Der durchschlagende Ton im Gewirre der Stimmen scheint mir doch der zu sein, dass, ganz abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe der

einzelnen Lehrgegenstände und Methoden, das erziehliche Moment in unserer Jugendbildung anders als bisher in den Vordergrund zu treten habe. Auch in den gedankenreichen Worten, die der Kaiser zur Begrüssung der Conferenz gesprochen, wird die Bedeutung, die die Schule für die Erziehung haben sollte, nachdrucksvoll hervorgehoben. Es ist das gesunde Bestreben, ganze Menschen mit jugendfrischen Herzen, Sinnen und Gliedern heranzubilden, im Gegensatze zu einseitiger Verknöcherung und Verbildung.

Wenn diese Ueberzeugung sich in Deutschland leider mehr aus theoretischen Erwägungen emporringen musste, als aus allseitigen praktischen Erfahrungen, weil zu letzteren eben noch zu wenig Gelegenheit geboten war, so dürfte ein Vergleich mit den englischen Schulzuständen die Berechtigung dieser Ueberzeugung wohl in's richtige Licht rücken, da in England gerade umgekehrt die praktischen Erfahrungen der theoretischen Argumentation vorangegangen sind.

Ein niedliches kleines Gelegenheitsschriftchen erscheint soeben auf dem Büchermarkte, die Ansprache eines bekannten englischen Schriftstellers an die Schule, der er als Knabe und Jüngling angehörte: „Eton and the Empire: An Address delivered at Eton College, by Geoffrey Drage, M. A. (On his return from the Colonies), Saturday, November, 15 th, 1890.*)

*) Eton: R. Ingaltou Drake; London: Simpkin, Marshall, Hamilton & Co. 1890. 40 Seiten, kl. 8°.

Drage, ein Londoner Rechtsanwalt und als juristischer Schriftsteller bekannt, liess im Januar 1889 ein seltsames Buch in Romanform erscheinen, das schon im November dieses Jahres die fünfte Auflage erlebte; es ist betitelt: „Cyril. A Romantic Novel.“*) Das begreifliche Aufsehen, das das Buch machte, lag wohl nicht in der Fabel oder den Fabeln des Romans, auch nicht in der That-sache, dass der Titelheld Cyril ein früh verstorbenen Bruder des Verfassers war, noch in der vielleicht auffallenden Art, mit der der Verfasser uns seine Persönlichkeit vergegenwärtigte. Das Buch ist vielmehr eine socialpolitische Tendenz-schrift, der Mahnruf eines enthusiastisch für sein Vaterland erglühenden Engländers an seine Landsleute, die Aufgabe, die England in der Welt-geschichte hat, nicht aus den Augen zu verlieren. Mit historischem Blick und praktischer Erkenntniss der socialen und politischen Verhältnisse Englands und mit dem Feuereifer des Reformators predigt Drage die Arbeit und Selbstaufopferung im Dienste der Nation, mit einer Art Patriotismus, wie sie leider eben nicht allen Culturnationen so wie den Engländern eigen ist, die nicht zwischen den beiden Extremen, nationaler Gleichgültigkeit und chauvinistischer Thorheit, schwanken.

Der Deutsche, der Drage's Cyril gelesen, muss die Engländer beneiden, nicht nur um ihre darin geschilderten Zustände, sondern um eine literarische

*) Wir kommen darauf des Näheren unten im Abschnitt VI. zu sprechen.

Leistung von so kräftiger zielbewusster nationaler Begeisterung. Nicht als ob wir in Deutschland Derartiges nicht auch zu Stande bringen könnten, doch gelesen, verschlungen wird es nicht, auch wenn wir es haben. Wir verschlingen ein Buch über „Rembrandt als Erzieher“, das sich vielfach mit dem Cyril deckt, das aber trotz manchem Geistvollen, Beherzigenswerthen noch mehr Absurdes und Unreifes enthält, unaufgelöste Dissonanzen, die mehr Verwirrung in die Köpfe bringen als Klärung der Anschauungen. Für die gemischte Empfindung, die dieses Buch hinterlässt, halten wir uns schadlos mit einer Persiflage wie „Höllenbreughel als Erzieher“, wir amüsiren uns, als ob diese Dinge ein Gegenstand für schlechte Witze wären und nicht heiliger Ernst. Ist die Erziehung unserer Nation etwas so Spasshaftes, haben wir heutzutage so viel überflüssige Zeit für Witzeleien über die Schwächen dieser oder jener berühmten Leute, während so arge Noth an Mann ist, mit Aufgebot aller Kräfte und sittlichen Ernstes den erhöhten Culturaufgaben unseres theuer erkauften neuen Reiches uns zuzuwenden? Satire ist gut, wo sie am Platze ist, Ernst ist noch besser, und der ist hier am Platze. Ein so begabter und kenntnissreicher Kopf wie der Verfasser des Buches über „Rembrandt als Erzieher“ hätte uns ernstere Arbeit bieten können — doch wäre er dann soviel gelesen und gekauft worden? Ist es nicht sträflich, dass im „Volke der Denker“ über solche Gegenstände solche Bücher beliebt sind? Warum erleben denn z. B. Paul de Lagarde's

„Deutsche Schriften“ u. ähnl. nicht innerhalb Jahresfrist zahllose Auflagen? Ist das ein gesundes Verhältniss zwischen der gewaltigen Geistesarbeit der Besten der Nation und dem Interesse der gebildeten Kreise? Wir verehren unsere Gelehrten und ernstesten Schriftsteller aus der Ferne — und halten sie auch hübsch ferne. Wozu haben wir sie denn? Etwa für den Literarhistoriker der Zukunft? Den Vorwurf, dass die Gelehrten sich ferne halten, kann man freilich auch oft hören, und wie dem immer sei, wir kommen auch bei dieser Betrachtung wieder auf Das, wovon wir ausgegangen sind, zurück, nämlich auf die gestörte Harmonie unserer Kräfte, auf das ungesunde Verhältniss unserer geistigen und körperlichen Bildung und Erziehung.

Drage entwickelt in seinem „Cyril“ ein Programm englischer Reformpolitik, in der äusseren Politik ein Zusammengehen Englands mit dem Dreibund gegen Russland, in der inneren ein Arbeiten der ganzen Nation an der Nation; beide Aufgaben seien durch die Culturmission der germanischen Welt geboten und getragen durch den starken Glauben an dieselbe, speciell in seinem Falle an die glorreiche Geschichte Englands. Englands Glorie auf dem Gebiete politischer und cultureller Errungenschaften, wie sie Drage seinen Landsleuten — und er hat hierbei namentlich die junge Generation im Auge — ausmalt, mag Fremden vielfach allzu schön gefärbt und übertrieben erscheinen, doch liegt dies in der Natur der Sache. Wenn wir die Thaten unserer Vorfahren besingen, mischen wir in den Jubelgesang auch nicht all die unvermeidlichen mensch-

lichen Unzulänglichkeiten, die dem Auge des kritischen Geschichtsphilosophen nicht verborgen bleiben; wir erheben uns an dem idealen Wollen, und so lange dies nicht hohle Phrase ist, ist es fruchtbar und unentbehrlich für gesunde Begeisterung. Also zugegeben, dass die Engländer ein edles, männliches, sittlich hochstehendes Volk sind, ungebrochen an jugendlicher Kraft und Energie, geistig und körperlich gesund, worauf ist dies alles zurückzuführen? Drage führt mit Recht aus, auf ihr Familienleben, d. h. die Stellung des Weibes als Mutter, als Schwester, als Gattin, und auf ihre Schulen. Drage giebt zu, und wir meinen, er könnte dies noch nachdrücklicher betonen, dass der englische Schulunterricht im Vergleiche mit dem deutschen gar manches zu wünschen lasse; und auch die Art, wie Wissenschaft an englischen Universitäten betrieben wird, ist vielfach so, dass man es in Deutschland schier unglaublich finden dürfte. Und trotzdem leisten ihre Schulen so unbeschreiblich viel, was Erziehung anlangt, dass wir uns dieselben darin wohl zum Muster nehmen könnten. Englische Pädagogen sind in neuerer Zeit redlich bestrebt, auch den Unterricht zu verbessern, und sobald sie wissenschaftlich besser vorbereitete Lehrer haben werden, wird dies auch unschwer zu erzielen sein. Die erziehliche Seite ihrer Schulen möge aber um Himmelswillen dadurch um kein Haar breit in andere Bahnen gelenkt werden! Und diese sei ein wenig beleuchtet.

Trotz unserer Verstaatlichung des Unterrichtswesens und trotzdem, dass im schroffsten Gegen-

satze dazu die englischen Schulen sozusagen Privatgeschäfte sind, ist die Gewalt der englischen Schule über den Einzelnen eine ungleich grössere, ja eine zwingende, und wer die Sache nicht in ihrem wahren Werthe erkennt, wird versucht sein, von einer unerhörten Tyrannei zu sprechen. Und doch, es knüpfen sich in der Regel keinerlei Berechtigungsfragen an die Schule, die Eltern können ihre Kinder ohne Weiteres wegnehmen; und ganz im Gegensatze zu uns haben die Schulen unter gewissen Umständen nicht den schweren Kampf mit den Eltern, gewisse störende Schülerelemente loszuwerden, sondern ein besonnener headmaster wird alles thun, seine Kundschaft nicht zu verlieren, er wird eher einen Lehrer entlassen, wenn derselbe sich nicht selbst Autorität zu verschaffen weiss oder sonst nicht zu den Jungens passt. Unseren deutschen Begriffen von Würde der Schule und des Lehrerstandes erscheint dies flüchtig gesehen empörend, doch es ist dies nur scheinbar, und das Verhältniss der Schüler zu den Lehrern ist in England vielfach ein viel besseres und auch sittlich gesünderes als bei uns, indem es aus einem stillschweigenden Compromiss der Rechte und Pflichten beider Theile erwächst, weniger durch Gesetze, als durch gesunden männlichen Individualismus bedingt. In England kämpfen nicht, wie so oft bei uns, die Eltern mit den Schülern gegen die Lehrer, sondern die Eltern lassen die Schule, das heisst Lehrer und Schüler miteinander allein fertig werden, und die Lehrer lassen ihrerseits im wesentlichen die Schüler miteinander allein

fertig werden. Das grosse Geheimniss jeder gesunden Pädagogik, das doch wahrhaftig kein Geheimniss zu sein brauchte, ist für die englischen Schulen massgebend, nämlich der Grundsatz, dass das Beispiel allein, und nicht gute Lehren erzieherisch wirken. Die englischen Jungen erziehen sich gegenseitig, und die englische Schule ist ein Abbild des künftigen Lebens der Erwachsenen, wo ja auch nicht gute Lehren von erhabenen über uns stehenden Autoritäten, sondern eigene Erfahrung und die Nothwendigkeit, sich ineinander und das Ganze zu schicken, das Massgebende ist. Gewisse Einzelheiten der Einrichtung und Eintheilung mag die Schulleitung angeben, die Arbeit selbst und zwar an sich, an den anderen und am Ganzen besorgen die Schüler. Scheinbar unbemerkt leiten die Lehrer die grosse Maschinerie, um allenfallsige Zufälligkeiten im Auge zu behalten und das grosse Getriebe wie die Einzelindividualitäten zu überwachen. Dabei ist dann Jeder seines Glückes Schmied, selbst ist der Mann und der es werden soll, und das Bewusstsein, dass Jeder für sich selbst zu sorgen hat und die Intervention einer überzärtlichen Mutter einen Jungen unter Seinesgleichen unmöglich machen würde, zwingt die Schüler vom ersten Tage an in die seit Generationen feststehenden Formen, macht sie selbstständig und frei. Eine spartanische Männlichkeit ist die Folge dieses Principes, doch ist es nicht barbarische Rohheit, sondern wirkliche Männlichkeit, die unzertrennbar ist von unserem Verhältnisse zum weiblichen Geschlechte. Drage sagt

in seiner Ansprache an sein Eton-College unter anderem Folgendes: „Ein Junge kommt nach Eton, ganz unwissend oder fast ganz nach den Begriffen des Auslandes, doch er bringt mit sich ein Ideal seiner Mutter und seiner Schwester, und Ihr könnt dem zartesten Jungen unter Euch das Herz eher ausreissen, als dass er den Namen seiner Mutter oder Schwester missbrauchen liesse. Das ist eines Jungen Religion, und die Religion eines Jungen nicht weniger wie die eines Mannes besteht nicht in dem, was er sagt, sondern was er thut. Das Palladium dieses Landes — was auch immer Cyniker und Philosophen vom Gegentheil behaupten mögen — ist seine Achtung vor seinen Frauen. Es wird nie besprochen, denn wie gesagt, ein Mann und vor allem ein Engländer spricht nie davon, woran er glaubt. Achtung vor den Frauen ist das erste und beste Kriterium eines Gentleman, und es ist ein fast sicheres Kennzeichen eines tapferen Mannes“

Hiermit aber sind die Bedingungen einer gesunden Erziehung gegeben, das richtige Verhältniss zur Familie und zum weiblichen Geschlechte, die selbstständige Arbeit an sich selbst im Rahmen des Möglichen, d. h. innerhalb des Gesetzes und der Gemeinschaft, zur eigenen Ehre und der der Gemeinschaft selbst, im späteren Leben der Nation. Ersteres, das gesunde Verhältniss zum weiblichen Geschlecht, das durch das zur Mutter und Schwester vorbereitet wird, ist ja bekanntlich nicht nur für die ideelle, sondern auch die physische Zukunft der Nation von unberechenbarer

Tragweite, und man vergleiche in der Hinsicht englische und auch deutsche Jungen mit solchen degenerirter und abgelebter Nationen. Das zweite Moment, die selbstständige Arbeit an sich selbst, haben auch deutsche Jungen von den englischen zu lernen, nicht sowohl, weil sie dazu nicht fähig oder willig wären, sondern vielmehr weil dies durch unsere Erziehung nicht nur nicht unterstützt, sondern vielfach geradezu unmöglich gemacht wird. Es giebt natürlich auch bei uns Ausnahmen, und zahllose treffliche Lehrer kämpfen dagegen an, doch mit gebundenen Händen, und dass dem so ist, ist unwiderleglich aus all den zahllosen Reformschriften herauszulesen. Es wird immer nur von glücklichen Zufällen, hie und da von besonderer Aufopferung oder individuellem Geschick eines Lehrers abhängen, wenn bei uns die Leibesübungen und Spiele und alles, was nicht Bücherunterricht ist, die massgebendste Bedeutung für die Erziehung auch des Geistes und Herzens gewinnen. In der Mehrheit der Fälle ist das so wichtige Gefühl, der Corpsgeist, in seinen Bethätigungen der Schuldisciplin geradezu zuwiderlaufend. Ein Schneeballwettkampf, die Erstürmung einer Schneeburg von verschiedenen Schulen oder Classen, wie selten wird dies als wichtiges, ja nothwendiges erziehliches Moment gewürdigt! Muth, Energie, männliches Ueberwinden kleiner Mühsal und Schmerzen, Aufopferung für die Genossen, Hingebung für die Partei, d. h. im Kleinen die Nation, wer erkannte darin nicht die Schulung zu den schönsten männlichen, bürgerlichen Tugenden?

Gerade weil man bei uns diese Dinge nicht als berechtigt, geschweige denn nothwendig anerkennt, gewinnen sie bei uns leicht den Charakter roher Raufhändel und hören auf, Spiele zu sein. Man organisire Dergleichen als selbstverständliches Bedürfniss der Jugend. In unserem Schulturnen, im besten Falle 2—3 Mal die Woche, wie selten sind die Spiele Ballwerfen, Barrlaufen und wie sie alle heissen? Wir haben uns überhaupt nicht an den Gedanken gewöhnt, dass das Spiel nicht ein gelegentlicher Lohn ist „für Fleiss und gute Sitten“, sondern eine Nothwendigkeit wie das tägliche Brot und erziehlich von ungleich höherer Bedeutung als die edelsten Unterrichtsgegenstände, ja als die Lectüre der Classiker, die doch bei frischen Gemüthern sich ungezwungen als Bedürfniss von selbst einstellen wird, während wir jetzt leider in der Mehrzahl der Fälle unsere Jugend für Homer und Römergrösse zu begeistern versuchen, sie aber wie Sträflinge verurtheilen, wenn sie das Gelernte in Wirklichkeit umsetzen wollen.

Die Lehrer, das kann nicht eindringlich genug betont werden, trifft hier in der Regel nicht die Schuld, und überhaupt giebt es in der ganzen Schulreformfrage kaum einen böseren Punkt als die unverantwortlichen Schmähungen eines Standes, der der Stolz unserer Nation sein müsste und der unter den gegenwärtigen Zuständen vielleicht noch härter leidet als die Schüler selbst. Die Lehrer thun was sie können und vielfach weit mehr, als man billigerweise von ihnen verlangen kann; wenn

man fortfährt, ihnen ihre Berufsfreudigkeit dergestalt zu vergällen, dann darf man sich nicht wundern, wenn sie schliesslich dazu werden, wozu man sie zwingt. Die Freude an der Erziehung der Jugend, die so manchen jungen Lehrer zur Schule geführt hat, und ihre Erhaltung ist die erste Bedingung jeder Schulreform. Darum gewähre man beiden Theilen, Lehrern und Schülern, die Möglichkeit, sich als ganze, freie Menschen zu fühlen. Dazu kann aber nicht der Staat allein mitwirken. Nicht nur der Staat, auch die Gesellschaft räume den Lehrern jenen Platz ein, der ihnen gebührt, und vor Allem die Eltern mögen nicht mit dummen Jungen gegen die Schule Front machen. Unterordnung unter das Gesetz, das haben wir vor Allem von den freien Engländern zu lernen. Das Gesetz aber wird ein Selbstgegebenes, Gernbefolgtes, Selbstverständliches, sobald dessen Formulirung sich nothwendig aus den Bedingungen der Freude an der Arbeit ergibt. Arbeit in der Schule ist aber — und das haben wir ja nachgerade eingesehen gelernt — auch das Spiel, d. h. die natürliche, praktische Anwendung des theoretisch Gewonnenen. Man höre doch auf, die seit Jahren von einsichtigen Pädagogen Deutschlands geforderten Spielplätze für die Jugend als Luxus und Phantasterei anzusehen. Was dergleichen an Geldmitteln kosten kann, könnten wir über und über in späteren Jahren an militärischen Uebungen und — Spitälern ersparen. Was unsere Jungens an Zeit und Kraft bei körperlichen, d. h. richtiger: körperlich - geistig - seelischen Uebungen, denn es

handelt sich um das Ganze des jungen Menschen, verwenden, das bringen sie mit reichen Zinsen wieder ein, und sie denken dann als gesunde Männer, wie in England, mit Freuden zurück an ihre Schulzeit, nicht an allerlei verbotene Streiche und Nasführungen ihrer Lehrer, sondern an eine ehrliche, männliche, frisch-fröhlich-freie Jugendzeit!*)

*) Seitdem der oben stehende Aufsatz zuerst erschienen ist, hat sich hier in Freiburg ein Verein zur Pflege der Jugend- und Volksspiele gebildet. Angesehene Bürger unserer Stadt, Professoren und Schulmänner haben sich zusammengethan, und auf einer herrlichen Wiese tummeln sich nun Junge und Alte, dass es eine Freude ist. Besonders muss die einsichtige und aufopfernde Theilnahme der Lehrer unserer verschiedenen Schulen rühmend und dankbar hervorgehoben werden; dass die Jugend mit Leib und Seele dabei ist, das kann man aus ihren strahlenden Gesichtern und an der Zustimmung vernünftiger Eltern sehen. Freilich, wenn man zufällig unter die Philister geräth, da kann man auch andere Meinungsäusserungen hören: es könnte sich ja immerhin einer oder der andere ein Bein brechen oder sich erkälten! Man solle doch die verrückten Engländer nicht nachäffen! Derlei Neuerungen seien in der guten alten Zeit nicht nöthig erschienen u. dergl. m.

Man kann da wieder sehen, wie es nicht an unserer Jugend liegt, auch nicht an den Lehrern, wenn unsere Erziehungsergebnisse unerfreulich sind. Nicht die Intelligenz, nicht unsere verfeinerte Cultur, nicht unsere Regierungsbehörden kann der Vorwurf treffen: der deutsche Philister ist es, die ewig schmärende und niemals freudig mitarbeitende, engherzige Masse der Bevölkerung, die sich nur am Biertische behaglich fühlt und der beim Erwachen des deutschen Geistes aus seinem Winterschlaf bange wird. Und so wird vielleicht noch lange manche jugendfrische Regung an der Denkräpheit unserer Bevölkerung scheitern, solange es nämlich nicht gelingt, den deutschen Philister mit der deutschen Bildung zu versöhnen.

Der stolze Engländer spricht von seinem „Empire“ und führt überzeugend aus, wie die Schlachten und sonstigen Errungenschaften, die die englische Weltherrschaft begründet haben, zuerst auf den Spielplätzen zu Winchester, Eton u. a. m. geschlagen wurden. Und der Engländer, der das liest, schlägt sich an die Brust, nicht in lächerlichem Chauvinismus, sondern in berechtigter Begeisterung und glaubt an die Zukunft seiner Nation. Wir haben nun auch ein Reich und haben wohl nicht weniger Grund, uns dessen zu freuen; ab und zu glauben wir sogar auch an die weltgeschichtliche Sendung unserer Nation, und jedenfalls sind wir gewillt, alle nöthigen Opfer für ihre Zukunft zu bringen. Sollten wir da nicht mit der Heranbildung einer tüchtigen Jugend zu ganzen, lebensfrohen Menschen den Anfang machen?

II.

(„Ueber Studium und Bildung. I. Die Lehr- und Lernfreiheit an unseren Universitäten.“ Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 13. März 1891.)

Wenn heutzutage viel von Angriffen auf unsere Lehr- und Lernfreiheit die Rede ist, so versteht es sich wohl von selbst, dass damit keine Beschränkung der nothwendigen Freiheit der Wissenschaft gemeint sei. Die Einrichtung unserer Lehr- und Lernfreiheit dankt ihren Ursprung der hochsinnigen Auffassung von den Aufgaben, Pflichten und Rechten der Wissenschaft, und dass diese verkannt und missbraucht würde, ist schlechterdings nicht zu beweisen; eine Bevormundung dieser Freiheit wäre ein schlimmer Lohn für die Segnungen, die sie uns gebracht hat. Es handelt sich aber bei den Bedenken, die gegen diese Freiheit neuerdings vielfach geltend gemacht werden, nicht darum, ob das zu Lehrende religions- oder staatsgefährlich sei, sondern ob das zu Lehrende auch gelernt wird. Der Missbrauch der Freiheit besteht vornehmlich, wie es heisst, auf Seite der Lernenden, der Studenten, oder wie ein geistvoller Redner sich ausgedrückt hat, in der „Faulfreiheit“, und es wird betont, dass im Volke Niemand ein Privilegium zum Nichtsthun haben solle. Doch im regel-

mässigen Vorlesungsbesuch allein liegt auch noch kein Beweis ernsten Arbeitens; Studenten, die kein einziges Semester „verbummeln“ und so schnell wie nur möglich ihren Studiengang und ihr Examen abmachen, sind oft Diejenigen, an denen man die wenigste Freude haben kann, die „als Philister an Leib und Seele, trotz des dreifarbigten Bandes“, von der Universität in's praktische Leben treten, ohne jeden Idealismus, ohne den leisesten Anflug von wissenschaftlichem Denken, ohne schwärmerische Erinnerung an die Universitätszeit, als an eine Zeit naiver Jünglingsbegeisterung, die in ihnen lebenslang nachwirkte. Nüchternes Brotstudententhum, bei Bemittelteren privilegierte Blasirtheit in Lebensformen, die den Gardelieutenants nachgeäfft sind, das gerade Gegentheil von Freiheit und Befreiung der Geister, das sind vielfach die Folgen unserer Lehr- und Lernfreiheit.

Ist dies aber die Schuld der Studenten? Nur zum geringsten Theile. Der Student ist so idealistisch als man ihn macht, man gebe der Jugend Ideale, und sie wird ihnen mit Begeisterung zustreben; was ihnen fehlt, ist nicht der Sinn für das Ideale, wohl aber vielfach die Fähigkeit, noch öfter die Reife, und fast durchwegs die Anleitung, zwischen wissenschaftlichem Idealismus und praktischem Leben die Brücke zu finden.

In der theologischen und medicinischen Fakultät und zum Theile auch in der juristischen Fakultät ist die Gefahr, dass strebsame, fleissige Studenten sich verbummeln, weit geringer als in der philosophischen. Bei jenen besteht die Lehr- und

Lernfreiheit praktisch längst nur mehr dem Namen nach, indem jeder Theologe, Mediciner, Jurist die gleichen Vorlesungen in derselben wohlerprobten Reihenfolge zu hören oder wenigstens zu belegen hat und einem und demselben Schlussexamen zustrebt. Bei Juristen ist freilich namentlich in Preussen einige Verschiedenheit, gegen die aber schon lange erfolgreich angekämpft wird. Bei dieser festgeregelten Studieneintheilung hat der Student höchstens zwischen mehreren Dozenten zu wählen, wenn für einen und denselben Gegenstand mehrere zur Wahl stehen; es ist selbstverständlich, dass jedes Jahr Dogmatik, descriptive Anatomie, Pandekten so und sovielstündig gelesen werden, ebenso jene obligaten Vorlesungen der philosophischen Fakultät, die die Mediciner hören müssen. Wenn z. B. nach dem Weggang eines Professors das Vorlesungsverzeichniss früher gedruckt wird, als sein Nachfolger gewählt ist, kann man darin oft lesen: „ein zu berufender Professor: Experimentalphysik fünfstündig.“ Es ist nämlich selbstverständlich, dass der Inhaber einer im Lehrplan für Mediciner, Theologen oder Juristen unentbehrlichen Professur dies oder jenes Colleg liest und der Student dasselbe hört; Freiheit der Wahl wäre höchst störend, ja praktisch ganz unzulässig. Wir haben also für Theologen, Mediciner und zum Theil Juristen feste Lehrpläne wie in der Schule, und nicht nur kann jeder Student dieser Fakultäten erwarten, jedes Jahr das an Vorlesungen zu finden, was er braucht, sondern auch für praktische Uebungen ist vorge-

sorgt, die seine theoretischen Studien mit seinen späteren Berufsthätigkeiten vermitteln. Was man für die Studenten der genannten drei Fakultäten noch wünschen kann, ist, dass ihnen Gelegenheit geboten werde, sich auch ausserhalb ihrer speciellen Fachstudien etwas umzusehen, und zwar wissenschaftlich umzusehen, und damit kommen wir zur philosophischen Fakultät.

Es ist eine anerkannte Thatsache, dass die Studirenden der philosophischen Fakultät die ersten Semester ihrer Universitätszeit herumtasten, wenn sie nämlich einigen wissenschaftlichen Idealismus haben, dass sie alles Mögliche beginnen und dann, wenn die Nothwendigkeit, sich für etwas zu entscheiden, an sie herantritt, endlich unter ein Dach und Fach unterkriechen, das durch ein Examen zu einem Amt führen kann. Manchen ist dies Herumirren erspart, wenn sie von Anfang an wissen, was sie wollen und sich des erfahrenen Rathes eines älteren Fachgenossen erfreuen; dies ist aber die Minderheit, und die Mehrheit bleibt unberathen. Wenn es nun auch sein Gutes hat, wenn der junge Student sich erst umsieht, um selbst etwas ihm Zusagendes zu wählen, so ist es einerseits bei der gegenwärtigen Einrichtung unserer Vorlesungen nicht leicht, ja, oft sogar für den Studenten unmöglich, das Richtige zu wählen, andererseits ist dies Wählen, d. h. das Versuchen mit Verschiedenem und daher durch mehrere Semester eine kostspielige Sache, die sich praktisch nur Wenige gestatten können. Hat einer beispielsweise mit Natur-

wissenschaften anfangen und neigt sich nach drei bis vier Semestern der Philologie zu, so ist für seine Bildung die vorhergehende Versuchszeit wohl von grossem Werthe, aber seine Eltern wünschen, d. h. seine beschränkten Mittel verlangen es, dass er nun nicht von Anfang an ein neues Triennium oder Quadriennium beginne. Er wird daher die bis dahin auf Anderes verwendeten Semester als „verbummelte“ ansehen und nun trachten, so schnell wie möglich das für's Examen Nothwendigste in dem neugewählten Fache zusammenzuraffen, um rechtzeitig, wenn auch auf Kosten seines eigentlichen Fachstudiums, die drei- bis vierjährige Universitätszeit zu beenden. Dass ein derartiges Einpauken für's Examen kein Studium ist, begreift jeder. Wir bekommen dadurch in Masse eigentlich wissenschaftlich nicht durchgebildete Candidaten für die Berufe des praktischen Lebens, und wem soll man daran die Schuld geben?

Vorschriften oder wenigstens Lehrpläne giebt es nicht, man hielte dies für eine unwürdige Einschränkung der Lehr- und Lernfreiheit. Ferner, an einem Theologen, Mediciner, Juristen arbeiten so viel Professoren als es Fächer giebt, die er der Reihe nach zu studiren hat, und zwar alle nach einem wohlbestimmten, allen Studenten der Fakultät gemeinsamen Ziele, und für jedes Jahr giebt es für jede Studienstufe das Entsprechende. In der philosophischen Fakultät giebt es kein allen Studenten gemeinsames, allgemeines Ziel, da giebt es nur Specialitäten, und an jedem jungen Specialisten arbeitet in der Regel nur der eine oder an

grossen Universitäten einige wenige Vertreter seines Specialfaches; und wenn der Student auch zwei bis drei Specialfächer treibt, so hält doch naturgemäss jeder Professor sein Fach für wichtig genug, um die volle Aufmerksamkeit zu erfordern, ohne Rücksicht auf Nachbarfächer; es gereicht vielmehr dem Professor zu besonderem Verdienste, möglichst viele Studenten möglichst lange für seine Specialitäten zu fesseln, man nennt das dann einen guten Lehrer; von einem Ineinandergreifen zu einem gemeinsamen Lehrplane kann nicht die Rede sein, zumal da es ja nicht Sache der Wissenschaft ist, andere als wissenschaftliche Interessen zu verfolgen. Ferner kann jeder Specialist im besten Falle alle zwei bis drei Jahre die verschiedenen Hauptvorlesungen seines Faches vornehmen, deren es in jedem Specialfache oder wenigstens in je zweien der philosophischen Facultät fast ebenso viele gibt oder geben sollte, als in dem ganzen Lehrplane der Theologen, Mediciner oder Juristen; und wenn es sich gerade ungünstig trifft, kann der Fuchs die ersten Semester nichts finden, das für ihn schon verständlich wäre, oder der Sechsemestrige noch nicht in der Lage gewesen sein, die grundlegenden Einführungscollegien zu hören. Um diesen Uebelstand zu mildern, sind die Professoren genöthigt, für Fuchse und bemooste Häupter zugleich die Vorlesungen zurecht zu schneiden, was weder für sie, noch für die Vorlesung, noch für die Studenten ein Vortheil ist. Man übersieht, dass eben auch für jede philosophische Wissenschaft ein elementares Können dem selbstständigen Forschen vorauf-

gehen muss, sowie man beispielsweise nicht vergleichende Sprachwissenschaft treiben kann, ehe man lateinisch decliniren und conjugiren gelernt hat.

Der junge Student der Philosophie empfindet aber nichts unangenehmer, als wenn er an die Schule erinnert wird. Er trägt sich ja natürlich mit dem Gedanken, dass er sich dereinst als Privatdocent habilitiren werde, um ganz allein der Wissenschaft zu leben, denn Gymnasiallehrer zu werden, das wäre ja nur ein Nothanker, wenn man nichts „Besseres“ findet! An die Erfordernisse des künftigen Berufs zu denken, das hat Zeit, wenn man einmal davorsteht, die Universität gehört der Freiheit und der reinen Wissenschaft! So denkt der bessere Theil unserer Studenten, dies ist zwar nicht das öffentlich ausgesprochene, aber praktisch wirksame Princip unserer Universitäts-einrichtungen für die philosophische Fakultät. Die spätere Berufsthätigkeit gilt als etwas, zu dem man eigentlich zu gut sei, das aber wie die Prosa des Lebens auf den flüchtigen Traum der Jugend folge. Es ist ein idealistischer Zug, der solchen Anschauungen zu Grunde liegt, und dieser mag die Schiefheit solcher Zustände entschuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen. Wären unsere Studenten der philosophischen Fakultät nur zur Hälfte in der Lage, sich ungezählte Jahre frei wissenschaftlichen Zielen zu widmen, dürfte man sich über diesen Idealismus wohl freuen; doch sind bekanntlich die meisten unter ihnen nicht in dieser beneidenswerthen Lage, und der grösste Theil ist genöthigt, rasch dem Lehrerberufe zuzustreben; das

Princip des wissenschaftlichen Idealismus im Studium, wie es heute sich äussert, ist entweder eine ungeheuere Lüge, oder im schneidenden Gegensatze zu unseren thatsächlichen Verhältnissen und Erfordernissen.

Da ist ein vorübergehender Vergleich mit den Zuständen an englischen Universitäten nicht ohne Interesse; dort ist man von Haus aus praktisch, nur zu praktisch. Der erste englische Student, den ich vor Jahren einst in Cambridge sprach, war einer der Musikwissenschaft; wohl wissend, was in England heutzutage die Musik werth ist, fragte ich ihn, ob er denn nie daran gedacht, Deutschlands Musikschulen zu besuchen. „Does it pay?“ war die unbedenkliche Antwort. Der englische Student giebt sich von vornherein keinen Illusionen hin; er steuert auf kürzestem Wege einem Lebensunterhalte zu; findet sich dabei Gelegenheit, ohne Schaden für sein Auskommen künstlerischen oder wissenschaftlichen Idealen nachzuhängen — gut; wenn nicht, dann nicht! Die Leute fahren sicher. Wir sind gewohnt, diese praktischen Fragen vornehm zu unterdrücken, ja, ein rechter deutscher Fuchs — ich habe hier die beste Sorte im Auge — ist geradezu verletzt und enttäuscht, wenn man ihn daran erinnert. Wie lange hält der süsse Wahn jedoch an? Alle können nicht Professoren werden, Privatgelehrte ohne Privatvermögen sind fragliche Existenzen, man muss unterkriechen, Pegasus im Joche, mit Unlust wird man Schulmeister und seufzt über die Grausamkeit des Schicksals, dass Einer, der doch so schön textkritische Studien

über Livius u. a. m. machen könnte, sich nun sein Lebtage mit dummen Jungen abzuärgern hat!

Ja, abzuärgern, sich und die armen Jungen! Das ist es ja eben. Der englische Schulmeister ärgert weder sich noch die Jungen, denn er hat nie etwas Anderes erwartet, als was er gefunden, er will nichts Anderes sein als er ist, d. h. freilich, wenn er irgendwie zu Vermögen kommt, wird er vielleicht eher als der deutsche seinen Beruf an den Nagel hängen und seinem Sport leben, doch sonst ist er mit sich und der Welt zufrieden — und die Welt mit ihm!

Dieser unversöhnte, klaffende Gegensatz zwischen wissenschaftlichem Idealismus und wirklichem Leben in Deutschland ist einer der Hauptgründe, warum unsere so trefflichen Lehrer vielfach nicht das sind, was sie wie keine anderen sein könnten, und dass man über sie zuweilen klagen darf; es ist der Hauptgrund, warum sie nicht in dem Maasse die Vermittler zwischen Wissenschaft und Leben sind, wie sie — und Niemand sonst so gut wie sie — es sein könnten. Wir leiden in Deutschland unter einer ungesunden Ueberschätzung nicht der Wissenschaft selbst, sondern ihrer Nebensachen. Die Wissenschaft braucht einen ganzen Mann, und nur der, der ganz allein der Wissenschaft lebt, kann durch das nebensächliche, aber unentbehrliche Beiwerk zur Hauptsache vordringen. Wer bei Lesarten, Textkritik, Verskunst u. dergl. m. stehen bleibt, d. h. sich darin verliert, ist eben Faustens Famulus Wagner gleich, eine traurige Caricatur des Gelehrten. Wer aber nicht ganz der Wissen-

schaft sich widmen kann und darf, der kann auch unmöglich sich durch all das Gestrüpp auf jenen erhöhten Aussichtspunkt emporringen, der eigentlich als Zustand allein menschenwürdig ist. Und in dieser Lage ist der Lehrer. Wissenschaftliche Specialitäten nebenbei in gelegentlichen Mussestunden zu treiben, führt nicht aus dem Vorhof in den Tempel selbst. Und zu anderem als gelegentlichem Specialstudium hat der richtige Lehrer keine Zeit oder sollte keine haben. Lehrer sein erfordert auch einen ganzen Mann, und wehe der Schule und den Schülern, deren Lehrer ihre Berufspflicht als lästige Fessel, die sie an „besserer“ Beschäftigung hindert, betrachten. Wir brauchen berufsfreudige g a n z e Lehrer, Gelehrte haben wir ohnehin genug, manche sagen, mehr als wir brauchen können. Es entspringt dieses häufige Missverhältniss zwischen wissenschaftlichem und lehramtlichem Interesse nicht selten einem ganz falschen Begriffe vom Wesen der Wissenschaft und einem bedauerlichen Unterschätzen der hohen Aufgaben des Lehrers, als ob es sich da um Berufe höheren und niederen Grades handelte. Wer von der Schule so denkt, der bleibe ihr lieber fern, denn sie ist nicht ein Versorgungshaus für missvergnügte, verkannte Genies.

Doch soll der Lehrer mit der Wissenschaft nichts zu thun haben? Führen wir ihn deshalb durch rein wissenschaftliche Studien hindurch zu seinem Berufe, damit er sodann diese schönen Dinge wie Eierschalen abstreife, um ganz Praktiker zu werden? Nein; die wissenschaftlichen Studien sind

für ihn zwar nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck; jedoch der Zweck ist die wissenschaftliche Reife. Diese Reife wird ihn in Stand setzen, auch als praktischer Schulmann nicht ein handwerksmässiger Praktiker zu werden, sondern über seinem Lehrstoffe zu stehen mit wissenschaftlichem Urtheil; dies wird ihn in die Lage setzen, sich und mit sich seinen Lehrstoff als ein Unendliches fortzubilden und an Stelle eines starren Dogmatismus lebendiges Erkennen zu lehren. Seine wissenschaftliche Reife wird ihn befähigen, soweit dies sein Beruf erlaubt und dadurch selbst gefördert wird, auch der reinen Wissenschaft werthvolle Dienste zu leisten; er wird dabei, wenn er von den Aufgaben und Bedürfnissen der reinen Wissenschaft nicht verdrehte Anschauungen hat, sich solche Gegenstände auswählen können, die ihn wegen seiner geringen Musse und Mangel an Hilfsmitteln nicht gleich im Gestrüppe stecken lassen, sondern solche, die er geradesogut wie ein berufsmässiger Gelehrter und oft noch besser als ein solcher zu behandeln im Stande ist; er wird, um einen konkreten Fall aus meinem Fache zu nennen, nicht in einem Provinzstädtchen ohne Bibliothek sich darauf steifen, etwa das Alter, Quellenverhältniss und den Dialekt einiger mittelenglischer Heiligenlegendenhandschriften zu ergründen, sondern etwa die Untersuchung gewisser ästhetischer und psychologischer Probleme bei Shakspeare und einigen seiner zugänglichen Zeitgenossen, oder bei Milton, bei Byron u. A. vornehmen, oder den Gebrauch der Hilfszeitwörter bei einem oder mehreren moder-

nen Romanschriftstellern feststellen oder für das New English Dictionary lesen u. dergl. m. Dies wären wissenschaftliche Arbeiten, zu denen ihm jeden Tag in der Schule Anregung zufließen kann, und aus denen er beständig für die Schule praktischen Gewinn ziehen wird. Selbstverständlich wäre es ungehörig, einem Lehrer zu verbieten, andere Dinge zu treiben — Ausnahmefälle sind ja zudem immer denkbar — man kann ihm nur rathen. Wem aber nicht zu rathen ist, dem ist dann auch nicht zu helfen, wenn er sich unglücklich fühlt zwischen seinem wissenschaftlichen Idealismus und seiner Amtspflicht. Fordern muss aber die Schule und die Nation, dass er seiner Amtspflicht voll und ganz genüge, und wer da meint, es sei Schade, dass er nichts „Besseres“ treiben könne, der gehört eben, wie gesagt, nicht in die Schule.

Diese Frage, ob er in die Schule gehöre, die müsste sich der junge Student der Philosophie aber früher vorlegen, als wenn er im letzten Semester steht und keinen anderen Ausweg mehr hat. Die Pflicht, ihn darüber in's Klare zu bringen, hat aber auch die Universität; würde er, sowie der Theolog, Mediciner, Jurist bei Zeiten über das thatsächliche Verhältniss von Wissenschaft und Leben aufgeklärt, hätten wir nicht so viele Studenten mit ungesunden gelehrten Aspirationen, deren Idealismus noch ehe er recht ausgereift ist, nothwendig Schiffbruch leiden muss. An Stelle der Vortheile, die unsere nicht anzutastende Lehr- und Lernfreiheit gewähren könnte, erwächst aus ihr Planlosigkeit und Unberathenheit; der fehlende

Zusammenhang der in den letzten Jahrzehnten entwickelten mannigfaltigen Einzeldisciplinen und Specialitäten der philosophischen Fakultät macht es dem Studenten unmöglich, sich selbst seinen Lehrplan bei Zeiten zurecht zu machen.

Vorschriften für alle Studenten der philosophischen Fakultät zu geben, dürfte sich kaum empfehlen; der Beneidenswerthe, der die Lernfreiheit wirklich in vollem Masse uneingeschränkt genießen kann, sei darin nicht behindert; wer Zeit und Geld hat, studire, probire, was und wie lang er will. Für diejenigen aber, die Lehrer werden wollen — und dies ist wie gesagt die überwiegende Mehrheit — erscheinen geregelte Studienpläne wenigstens für die ersten Semester unentbehrlich. Für die ersten Semester sollten die Studenten jedes Faches Gelegenheit bekommen, die für sie unentbehrlichen Einführungsvorlesungen in geordneter Reihenfolge zu hören. Da werde zunächst gelernt und noch nicht geforscht, und zwar wenn dies in seminari-stischer Weise geschieht, um so besser. In der Hinsicht könnten wohl die englischen Einrichtungen, das System der tutors in den Colleges u. a. m. auch für uns heilsam sein, was schon wiederholt, auch für Juristen vorgeschlagen wurde. Freilich dürften solche Seminarien nicht etwa ein Gratis-colleg von zwei Stunden die Woche sein, sondern ein tägliches mehrstündiges Arbeiten in ähnlicher Weise, wie die Praktika in den naturwissenschaftlich-medicinischen Disciplinen. Dazu werden sich, wie man vorgeschlagen hat, Privatdocenten oder Repetenten wie bei den Medicinern die Assistenten,

Prosectoren eignen, da es doch wahrlich einem älteren Professor nicht zuzumuthen ist, Jahr ein Jahr aus den Füchsen Elemente einzupauken. Ausser Uebungen wären aber encyclopädische Vorlesungen für jedes Fach, allgemeine Pädagogik und specielle Didaktik alljährlich zu lesen; letztere wiesen den Studenten von Anfang an darauf hin, den Zusammenhang seiner Wissenschaft mit seinem etwaigen späteren Berufe zu suchen, und liessen ihn bei Zeiten sein Fach nicht als etwas ausserhalb des Lebens Stehendes betrachten, sondern das Leben in der Wissenschaft und die Wissenschaft im Leben in gleicher Weise begreifen. Für Studenten, die einst Lehrer werden wollen, wären gewisse Kollegien aus Nachbargebieten und Uebungen obligatorisch, so für Philologen Geschichte u. a. m. Freilich handelte es sich dabei aber um eine besondere Art von Vorlesungen, wie wir sie heute nicht kennen und wie sie nicht nur für die Studenten der philosophischen Fakultät, sondern für die ganze Universität wünschenswerth wären. Darüber einige Worte..

Unsere Vorlesungen sind heutzutage, mit Ausnahme der Publika, die keine grosse Rolle spielen, durchwegs streng fachmännische Vorlesungen für Spezialisten. So unentbehrlich diese sind, so liegt darin aber der Grund, dass in der Regel ein Specialist neben dem andern einhergeht, und jeder in sein Fach wohl vertieft, vom Fache des Nachbarn aber meist nur den Namen kennt. Es wäre unmöglich, dass z. B. ein Philologe, ohne seine

eigensten Studien leichtsinnig zu versäumen, sich etwa mit Nationalökonomie oder Kunstgeschichte auf der Universität beschäftigte; oder dass ein Aesthetiker ohne unverantwortlich viel Zeit zu verlieren und Nebendinge, die ihm nichts nützen, mit in Kauf zu nehmen, die specialistische Vorlesung eines Philologen über Shakspeare oder Goethe besuchte. Und doch haben unsere mit Unrecht oft als ideallos verschrieenen Studenten häufig genug Interesse für all das Schöne, was die Universität zu bieten im Stande ist. Was man auf der Schule in Geschichte, Geographie, Zoologie, Botanik, Geologie, Entwicklungsgeschichte, Litteraturgeschichte u. s. w. u. s. w. gelernt, ward doch naturgemäss aus pädagogischen Rücksichten nicht so gelehrt, wie es den Erwachsenen interessiren soll; viele Gegenstände, Nationalökonomie, Kunstgeschichte, Völkerpsychologie u. a. m. wurden gar nicht gelehrt und können auch auf der Schule nicht gelehrt werden. Es wäre da von unermesslicher Tragweite für die Erweiterung unseres Horizontes, eine wohlthätige Abhilfe der jetzt unvermeidlichen specialistischen Einseitigkeit, wenn all diese Fächer gewissermassen als P u b l i k a zugänglich wären, d. h. in je einem orientirenden, übersichtlichen, nicht allein für Spezialisten berechneten Kolleg. Solche Orientirungen über alle Disziplinen der philosophischen Fakultät, von Seiten eines Fachmannes wären doch ganz etwas anderes, als wenn der einzelne versuchte, sich mittelst eines Lehrbuches darüber selbst zu belehren; denn einerseits ist es nicht immer so einfach, ein solches

Lehrbuch zu finden, andererseits ist der gute lebende Vortrag bekanntlich ungleich fördernder und eine unberechenbare Kraft- und Zeitersparniss. In zwei Stunden wöchentlich könnte man beispielsweise die gesammte englische Litteraturgeschichte, für die man sonst etwa drei Kollegien zu vier Stunden wöchentlich braucht, behandeln, so dass Jedermann genügend orientirt wäre, der Fuchs, um zu wissen, ob ihm dies Fach zusagt und was für weitere Kollegien er daraus zu hören habe, der Angehörige eines andern Faches soviel er für seine Zwecke braucht. Während jetzt Kollegien aus andern Gebieten Allotria sind, die man selten ohne Schaden sich gestatten darf, hätten wir durch diese encyclopädischen Orientirungen das sicherste Mittel zu eigener Wahl und reichste Gelegenheit zu vielseitiger, wahrer U n i v e r s i t ä t s b i l d u n g. Dass ferner auch Gelegenheit geboten werde, nach wissenschaftlicher Methode in praktischen Kursen die wichtigsten lebenden Kultursprachen soweit zu lernen, um darin mit Verständniss zu lesen, diese Forderung scheint mir auch nur eine Frage der Zeit zu sein; gerade wissenschaftliche Methode ist darin der kürzeste Weg, und es wäre unschwer, auch Studenten ohne Vorkenntnisse in je einem Jahre bei zwei Wochenstunden soviel Englisch, Italienisch, Spanisch, Holländisch, Dänisch beizubringen, als sie brauchen. Erst dann, wenn der Student gewissermassen das nothwendige geistige Handwerkszeug zum Arbeiten besitzt und sich in der Universitas Litterarum orientirt hat, kann er mit Zielbewusstheit und Erfolg an die selbstständige

Forschung herantreten, auch mit dem nöthigen gereiften Urtheil über seine Lehrer, welches doch erst die Vorbedingung für seine Lernfreiheit ist. Dann werden wir auch weniger unschuldig verbummelte Semester und verfehlte Existenzen haben. Dann werden aber auch alle Spezialisten und auch alle, deren Lehrplan schon feststeht, nicht nothgedrungen einseitig werden, sondern an der ganzen Universitätsbildung ihren Theil haben können. Es werden auch Mediziner und Juristen wieder Philosophie studieren, Interesse für andere Disziplinen wird nicht wie gegenwärtig gefährlich für die eigenen Studien sein, sondern in den richtigen Grenzen berechnete Nahrung finden. Und unsere angeblich ideallose Jugend wird in der Universität und nicht ausserhalb derselben den Mittelpunkt ihrer kulturellen Ideale finden.

Was nun speciell unsere Studenten der philosophischen Fakultät anlangt, so hat bekanntlich der preussische Minister von Gossler in seiner bedeutsamen Rede vom 6. März 1889 es ausgesprochen, „dass sowohl auf der Universität als im Examen Derjenige zu bestehen hat, welcher sich als Lehrer für seinen praktischen Beruf vorgebildet hat, und nicht Derjenige, welcher sich einer gelehrten Thätigkeit zuwendet“; vom Standpunkte der Schule und in der Theorie war dies wohl ganz berechtigt, aber eine Forderung, die doch bei den gegenwärtigen Zuständen praktisch unerfüllbar ist. Ohne Vorsorge für eine solche Vorbildung ist dieselbe nicht zu erwarten; noch weniger aber könnten wir erwarten, dass, wenn unsere Lehramtskandi-

daten sich nun schleunigst praktisch-pädagogischen Vorbereitungen zu-, und theoretisch-wissenschaftlichen Studien abwendeten, wir solche Lehrer erhielten, wie wir sie bisher doch, Gott sei Dank, schon besitzen. Ohne eine innige, planmässige Verbindung wissenschaftlicher und praktischer Bestrebungen erhielten wir auf jeder Seite nur Halbes, und es ist von unermesslicher Wichtigkeit für das kulturelle Leben unserer ganzen Nation, dass die künftigen Träger unserer Bildung die ganze Wissenschaft ins Leben hinaustragen.

III.

(„Ueber Studium und Bildung. II. Wissenschaft und Publikum.“
Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 21. März 1891.)

Es ist vielfach eine müssige Sache, die gegenwärtigen Vorzüge der einzelnen Culturnationen an einander abzuwägen, denn was der einen fehlt, hat in der Regel die andere, und umgekehrt, sodass man nur eine gegenseitige Ergänzung wünschen kann. So wird auch der Werth einzelner Vorzüge der einen Nation nicht von jeder andern in gleicher Weise anerkannt. Unser Familienleben und unser öffentliches Leben, unsere Kunstpflege und unsere Vergnügungen, unser Erziehungs- und unser Schulwesen, unser Biertrinken und unsere Militäreinrichtungen u. a. m. u. a. m. mögen andern Nationen behagen oder auch nicht behagen; sie mögen in all dem vielleicht ihre Zustände vorziehen: unsere Wissenschaft aber wird, wo es überhaupt wissenschaftliches Leben gibt, anerkannt und spielt ihre unbestrittene Rolle. Sie ist daher unser stärkster Punkt, von dem aus wir am sichersten weiter operiren können; ist sie ja doch auch der Ausgangspunkt gewesen für all unsere sonstigen Errungenschaften.

Deutschland ist das Land der Wissenschaft, und unsere Wissenschaft, wie sie auf den Universitäten sich entwickelt, hat Deutschland gross gemacht. Nirgends sonst haben wir eine derartige Disziplinirung der wissenschaftlichen Arbeit, nirgends ein derartig maassgebendes öffentliches wissenschaftliches Forum, vor dem sich Hoch und Niedrig, Jung und Alt beugen muss. Die Einwirkung der Wissenschaft auf unsere nationale Cultur lehrt die Geschichte der letzten hundert Jahre auf jeder Seite; ist dieselbe unverändert die gleiche geblieben? wird sie die gleiche bleiben? Diese Frage drängt sich unvermeidlich auf, sowohl weil die Wissenschaften sich systematisch und in ungeheurer Mannigfaltigkeit spezialisirt und entwickelt haben, als auch weil die Zahl der Studirenden und Studirten ganz unverhältnissmässig zugenommen hat, und ferner auch weil unsere Nation seit der Gründung des deutschen Reiches in ganz neue wirthschaftliche Bahnen getreten ist.

Wie in so vielen Dingen des nationalen Lebens, so ist auch zur Beurtheilung des Verhältnisses von Wissenschaft und Publikum in Deutschland ein Vergleich mit den Zuständen des Auslandes geeignet, Vortheile und Gefahren unserer Zustände unbefangener abzuwägen. Namentlich kommt hierfür England in Betracht, das englische Volk, die englischen Culturzustände, die nun einmal den unseren am nächsten stehen, was man immer vom Gegentheil sagen mag.

In Deutschland haben wir die Wissenschaft als einen mächtigen, allgemein anerkannten und

organisirten Faktor, in England trotz mancher grossartiger privater und staatlicher Einrichtungen nicht; in Deutschland haben wir seit Jahrzehnten eine festorganisirte Gelehrtenrepublik — oder vielleicht Gelehrtenoligarchie —, in England dafür, um bei dem Bilde zu bleiben, einen gewissen wissenschaftlichen oder unwissenschaftlichen Ostracismus, d. h. Zufälligkeit und Laune.

Wem danken wir in Deutschland diese Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, des wissenschaftlichen Urtheils? In erster Linie unseren Staatsuniversitäten. So wie die Vorbereitung auf den Schulen, die Studien auf den Hochschulen durch das staatliche Berechtigungswesen wohlthätig geregelt sind, so ist es auch die wissenschaftliche Arbeit auf der Universität selbst. Die Engländer haben auch ihre Universitäten, haben dort neben unglaublichen Pfründnern auch zahlreiche bedeutende Gelehrte, haben zum Theil treffliche Institute und Institutionen, so z. B. das Einpauken der Füchse durch tutors u. a. m., und namentlich die beneidenswerthe Einrichtung der fellowships d. h. lebenslänglicher oder zeitweiliger Stiftungsplätze für absolvirte Studenten, junge Gelehrte, die, ohne auf Erwerb ausgehen zu müssen, sich ganz der Wissenschaft widmen können; diese letztgenannte Einrichtung verdiente bei uns vor allem nachgeahmt zu werden, denn es ist bekannt, wie bei uns der junge, neugebackene Doktor, der nun erst mit Erfolg in der von ihm eingeschlagenen Richtung weiterarbeiten sollte, statt dessen sofort in einen praktischen Lebensberuf sich zwingen

muss. Es ist dies so, als ob man eine kostbare Zierpflanze sorgfältig aufgezogen, und sobald sie die erste Knospe getrieben, von ihr verlangte, sie solle nun aber gleich fertigen Weizen zum Brodbacken liefern! Darin, d. h. wenigstens in der Einrichtung ihrer fellowships, sind uns die Engländer voraus; wie sehr sich die fellows derselben würdig zeigen, soll hier nicht erörtert werden.

Und doch, warum sind die englischen Universitäten nicht wie die deutschen die Pflanzstätten und Mittelpunkte der wissenschaftlichen Forschung? Dies liegt an den Professoren bez. ihrer amtlichen Thätigkeit. Die englischen Universitäten sind einerseits Einpaukanstalten, soweit die Studenten in Frage kommen, andererseits was die Professoren betrifft sind sie eine Organisation von Stipendien für Privatgelehrte, die ja neben dem Gehalte auch den Titel eines Professors führen, aber gewissermaassen in partibus infidelium. Der englische Professor ist nicht für die Studenten da, die doch nur höchst vereinzelt öffentliche Vorlesungen besuchen, indem in der Regel das, was sie für's Examen brauchen, ihnen von den tutors und ähnlichen eingepaukt wird. Der Professor hat nur die Verpflichtung, eine kleine Anzahl öffentlicher Vorlesungen, etwa 15—16 im Jahre, der eine mehr, der andere weniger, abzuhalten und einige wenige Wochen am Orte seiner Universität zu verweilen. Wer seine Vorlesungen hört, das ist Zufall, oft sind es ausschliesslich Damen, ab und zu einige tutors oder fellows der Colleges oder sonstige Liebhaber. Dies mag recht bequem sein und für den

Professor gewiss auch manche Vorthteile bringen, insofern als er durch seine Lehrthätigkeit nicht sehr in Anspruch genommen wird und fast seine ganze Arbeitskraft seinen eigenen Arbeiten zuwenden kann. Doch die Nachtheile, nicht nur für die Universität, sondern auch für den Professor sind unberechenbar, wenn man statt Lehrprofessuren nominelle Professuren hat. Der als titulirter und bezahlter Privatgelehrter lebende nominelle Professor arbeitet, wenn er überhaupt arbeitet, meist für sich und nicht mit den Studenten. Er ist nicht gezwungen, sich auszusprechen, auch über solche Gebiete seines Faches, auf denen er nicht gerade publizistisch thätig ist, sich ein kritisches Urtheil zu bilden, d. h. mit den Fortschritten der Wissenschaft fortzuschreiten, er kann also leicht einseitig werden und zurückbleiben; ferner gewinnt er nicht durch die Leitung der Arbeiten seiner Schüler jene kritische Schärfe, die für sein eigenes Arbeiten unerlässlich ist, und schliesslich hat er nicht das vielleicht oft peinliche, doch höchst heilsame Gefühl der Verantwortlichkeit für all sein wissenschaftliches Thun und Lassen, das aus der öffentlichen Universitätsarbeit zwischen Schüler und Lehrer auch für den Lehrer erwächst. Es ist nicht zu leugnen, die Arbeit eines Privatgelehrten oder mehr nominellen Professors wird sich oft ungestörter grösseren Aufgaben zuwenden und auch in ihrer Methode ungezwungener entfalten können, als die eines oft überbürdeten deutschen Professors; doch ist für jede Arbeit der zwingende Zusammenhang mit der lebenden Forschung und die bestän-

dige Regulative, die aus der Pflicht der Vorbildlichkeit gegenüber den Studenten erwächst, von ungleich grösserem Werthe, und die Fortsetzung begonnener Untersuchungen durch jüngere Kräfte wohl auf keinem anderen Wege leichter zu erhoffen. Der deutsche Professor kann sich unter Umständen vorübergehend frei machen, d. h. von den Studenten ungestört bleiben. Der englische Professor kann aber in der Regel nie jene heilsame Störung durch seine Studenten sich zu Nutze machen, weil er eben meistens keine hat. Die Art des akademischen Unterrichts in Deutschland ist nämlich selbst Production, d. h. Weiterentwicklung der Wissenschaft, indem die Vorlesungen nicht Lehr- oder Einpaukstunden über fertige Resultate sind, sondern kritische Darstellungen des Standes der lebenden und das ist der fortschreitenden Forschung; und solche Kritik ist ein Theil der Production selbst. Da unsere Studenten demnach durch eine kritische, productive Schule gehen, sind sie Theilnehmer und Mitarbeiter an der lebenden Wissenschaft und als solche von rückwirkendem Einfluss auf ihre Lehrer selbst. Und da dieser Zustand nicht erst von heute ist, hat er auf die Gestaltung unseres ganzen wissenschaftlichen Lebens seinen bestimmenden Einfluss genommen. Das Gefühl wissenschaftlicher Pflicht, Verantwortlichkeit, Organisation etc. ist auf alle, die je mit der Universität in Zusammenhang gekommen, übergegangen, nicht dass etwa bloss ein Inhaber eines akademischen Lehrstuhles sich wegen seiner Studenten, die ihm auf die Finger sehen könnten, in Acht zu

nehmen hätte, nicht zu pfuschen. Dass es bei uns ein wissenschaftliches Forum gebe, dass die wissenschaftliche Ehre nichts mit zufälligem Erfolg oder Ruhm zu thun habe, gilt als selbstverständlich. Und das Nachwirken dieses Bewusstseins auf das ganze wissenschaftliche Leben kann man unter anderem in der litterarischen Thätigkeit derjenigen sehen, die längst im praktischen Leben stehen, doch die goldenen Sporen dereinst auf der Universität sich erworben haben. Die gemeinsame Universitätsarbeit zwischen Professoren und Studenten, die in den Doctordissertationen ihren Ausdruck findet, hängt freilich mit dem staatlichen Berechtigungswesen zusammen, d. h. in diesem Falle mit der Berechtigung als akademisch gebildeter Mann zu gelten. Die Bedeutung dieser Berechtigung, d. h. der Erwerbung des Doctortitels auf Grund einer wissenschaftlichen Arbeit, die der öffentlichen fachmännischen Kritik untersteht, ist aber nicht zu gering anzuschlagen. Der junge Doctor ist dadurch in die Gelehrtenrepublik eingetreten und zwar mit Ehren; Kritiken seiner Arbeit, Arbeiten anderer, die an die seine anknüpfen oder Arbeiten zu denen er sich durch diese veranlasst fühlen kann, führen ihn in dieser Richtung oft weiter; wenn aber auch dieses nicht, so bringt es das wissenschaftliche Standesbewusstsein, die litterarische Achtung, die er nunmehr vor sich und andere vor ihm haben, mit sich, dass er, wenn er wieder etwas schreibt, nicht oberflächlich sudelt, wodurch er bei Fachgenossen die Achtung verscherzte. Dieses wissenschaftliche Standesbewusstsein, gleichgültig welchem

Stande man sonst angehört, ist eine Macht, die ihrerseits wieder der litterarischen Production zu Gute kommt. Dass wir für jede wissenschaftliche Disziplin Fachzeitschriften haben und jede beachtenswerthe neue Errungenschaft, jede Leistung die Feuerprobe der fachmännischen Kritik zu gewärtigen und zu erhoffen hat, dass wir über die Fortschritte der Wissenschaften und ihrer Methoden genau informirt sind und der Dilettantismus in denselben keinen Raum findet, ist selbstverständlich. Doch auch nicht speziell fachmännische Zeitschriften beugen sich unter das Joch strenger Wissenschaftlichkeit, sobald es sich um Wissenschaft handelt.

Wie anders in England! Man sehe doch nur z. B. Wochenblätter wie *Academy* und *Athenaeum*, die sonst vortrefflich sind, an. Gelehrte ersten Ranges und Laien guter und gefährlichster Sorte unterhalten sich darin über wissenschaftliche Neuerscheinungen und Fragen, doch nicht so, dass die letzteren von ersteren etwa lernen wollten. Im Gegentheil. Ein Dilettant übertrumpft den andern, und die lächerlichsten, längst überholten Anschauungen stellen sich dreist neben sachverständige Aeusserungen von Fachleuten, deren Stimmen oft wie die des Predigers in der Wüste verhallen. *) Mitunter schreibt dann

*) Und dies soll durchaus kein Tadel der genannten, mit Recht hochangesehenen und verdienstlichen Wochenblätter sein, die die Tagesinteressen des wissenschaftlichen Lebens in England widerspiegeln und widerspiegeln sollen, wie sie sind und nicht wie sie nach deutschen Anschauungen etwa sein sollten. Dafür erfreuen sie sich auch einer ganz anderen

auch sogar ein zurückgebliebener nomineller Professor einen unverständigen Brief in die Times über eine Frage, die doch nur Fachleute richtig beurtheilen können, und sucht dieselbe mit ein paar billigen Gemeinplätzen der Abstimmung des grossen Publikums zu unterbreiten. Das ist dann das Forum für die Wissenschaft! Von einem planmässigen Arbeiten der für eine Arbeit geeigneten Kräfte ist in den seltensten Fällen die Rede, und das Durcheinandergehen fachmännischer und dilettantischer Arbeit auch in wissenschaftlichen Unternehmungen ist in England an der Tagesordnung, ja wird sogar oftmals warm vertheidigt und uns Deutschen zur Nachahmung anempfohlen.

Und damit kommen wir zu der eingangs aufgeworfenen Frage nach dem Verhältnisse zwischen Fachgelehrsamkeit und Bildung, zwischen Wissenschaft und culturellem Leben. Jedenfalls ist der Vorwurf gerechtfertigt, dass heute die Wissenschaft in Deutschland dem Leben der Gebildeten der Nation vielfach zu ferne steht, ja dass Gefahr vorhanden ist, dass mit der fortschreitenden Entwicklung der Einzelwissenschaften und dem zunehmenden wirthschaftlichen Aufschwunge die Kluft immer grösser werde. Eine deutliche Spur der Reaction seitens der gebildeten Nichtgelehrten zeigte sich

Verbreitung wie unsere kritischen Wochenblätter und sind an jeder grösseren Eisenbahnstation feil, wo wir im besten Falle den Kladeradatsch oder dergl. zu finden hoffen können. Wissenschaftliches Interesse in England — Amusementbedürfniss in Deutschland, dem Lande der Wissenschaft! Das gibt zu denken.

ja beispielsweise in ihrer Stellungnahme gegen die sogenannten Humaniora, die sich in dem Drängen nach einer Reform unseres höheren Schulunterrichts äusserte, und zwar in den weitesten Kreisen. Es kann diese Stellungnahme, soweit sie nicht anerkannte Missstände namentlich in Rücksicht auf Erziehung betrifft, nur durch eine Entfremdung zwischen Wissenschaft und Leben erklärt werden, denn anders wäre beispielsweise das Verkennen der unvergleichlichen Bedeutung des klassischen Alterthums nicht zu begreifen. Auf wessen Seite dabei der Hauptfehler liegt, sei hier nicht erörtert; aber der gelehrte Dünkel, dass Wissenschaft mit dem praktischen Leben der Laien überhaupt nichts zu thun habe, könnte verhängnissvoll werden.

Allerdings ist es auf Seite der Laien ein schönes Zeichen für die Achtung der Wissenschaft in Deutschland, dass sie sich nicht vorlaut in die Erörterung wissenschaftlicher Kontroversen drängen, wie in England und besonders in Amerika; es kann diese bescheidene Zurückhaltung aber auch zu Gleichgiltigkeit und Urtheilslosigkeit führen, und da wäre der Amerikaner und Engländer mit seiner naiven Unbescheidenheit doch oft vorzuziehen. Es ist, um ein Beispiel anzuführen, oft recht lästig, wenn in England alle möglichen Pfuscher beiderlei Geschlechts in der Shakspeareforschung den wenigen wirklichen Fachleuten zwischen die Beine gerathen und auch über Dinge mitreden wollen, die sie nicht verstehen, doch es ist dabei aner kennenswerth, dass sie überhaupt

soviel Interesse an der Sache haben. In Manchester, man höre!, M a n c h e s t e r gibt es beispielsweise eine Goethe Society mit regelmässigen Goetheabenden. Wie viele deutsche Städte haben eine solche? In Deutschland besteht eher die Gefahr, dass man solche Dinge in Bausch und Bogen den Gelehrten überlässt, d. h. im besten Falle urtheilslos nachbetet. Diesen Unterschied zwischen Amerika und England einerseits und Deutschland andererseits konnte man, um bei Shakspeare zu bleiben, in den letzten Jahren deutlich beobachten, als die alberne Hypothese, Lord Bacon habe Shakspeare's Werke verfasst, wieder aufgewärmt wurde. Zahllose Bücher, Vorträge, Aufsätze entstanden in Amerika und England, fast durchaus von Laien verfasst und bis auf wenige Ausnahmen durchwegs werthlos; in Deutschland unterhielt man sich wohl auch darüber, doch man d. h. die Laien waren, bis auf wenige Ausnahmen, nicht so vorwitzig, über solch' eine Materie zu schreiben, sondern sie warteten, bis die Fachleute das besorgten.

Freilich, dies erscheint sehr löblich, und wir brauchen uns hinterdrein nicht wegen des massenhaft gedruckten Plunders zu schämen; dennoch ist das Verhalten der Laien bei der Sache nicht ganz das Wünschenswerthe gewesen; sie hüteten sich zwar, sich öffentlich durch Urtheilslosigkeit zu blamieren, trugen aber privatim eine Gleichgiltigkeit und Urtheilslosigkeit zur Schau, die schlimmer war als die naive, leidenschaftliche Parteinahme der amerikanisch-englischen Dilettanten für diese oder jene Ansicht. In England und Amerika er-

eiferte man sich über die Frage, ob unser Shakspeare ein Trugbild sei oder nicht; in Deutschland amüsirte man sich über diese Novität.

Wir sind an grosse Umwälzungen der wissenschaftlichen Ansichten ja gewöhnt und sind nicht gewöhnt, ihnen näher zu treten, es sei denn der Kuriosität wegen, so dass uns nichts mehr wundert oder aus unserer Bildungsblasirtheit aufrüttelt. Welches Verhalten aber idealistischer und unserer Nation würdiger ist, das Ereifern für Shakspeare oder das frivole Amusement, ist wohl keine Frage. Ueber Shakspeare, über Goethe, über die griechische Kunst amüsirt man sich überhaupt nicht, wenn man zu diesen Bildungsquellen ein inneres Verhältniss hat, und dazu bedarf man noch keiner Gelehrsamkeit. Der Laie kann und soll über alle Erscheinungen unserer Cultur ein gesundes, reifes, eigenes Urtheil bekommen; er braucht nicht alle Einzelheiten des Shakspeare'schen Versbaues oder der Quellenverhältnisse von Goethe's Werther oder der künstlerischen Vorläufer des Praxiteles zu verfolgen, und er kann doch den dauernden, unentbehrlichen Werth Shakspeare's, Goethe's, der griechischen Kunst u. a. m. für unsere Bildung voll und ganz begreifen, oft besser und für sein Leben fruchtbringender als mancher Specialist. Und dazu kann und soll ihm der Gelehrte helfen.

Auf der anderen Seite, bei den Gelehrten hätten wir in Deutschland eine schroffe, vornehme Zurückhaltung zu beklagen. Wie es damit steht, wird doch leicht missdeutet. Es fehlt bei unseren Gelehrten weder an gutem Willen, noch an Befähi-

gung, noch an Versuchen, ihre Wissenschaft zu popularisiren, es fehlt ihnen vielmehr an Gelegenheit dazu. Dies liegt in der Natur der Sache. Exakte Forschung und Popularisirung der gewonnenen Resultate ist zweierlei und lässt sich nur in Ausnahmefällen vereinigen. Wo es einem Gelehrten gegeben ist — sei es, weil sein Fach oder seine individuelle Anlage es nahelegt — selbst die Ergebnisse seiner Wissenschaft weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat man es ihm immer gedankt, und es geschieht namentlich auf dem Wege populär-wissenschaftlicher Vorträge an vielen Orten schon recht Erspriessliches, namentlich wenn diese Vorträge nicht aus einem oratorischen Kunststücke bestehen müssen, innerhalb 45—60 Minuten ein interessantes Thema so abzuhandeln, dass es als ein abgeschlossenes Ganze sowohl Neulingen als Kennern interessant und neu, anregend und wozumöglich amüsan sei, sondern wenn vielmehr je ein Cyclus über je ein Thema abgehalten wird. Solche Vorträge, die verhältnissmässig viel zu wenig üblich sind, genügen aber noch lange nicht. Man darf es nicht dem Zufall überlassen, ob hie und da ein hochgelehrter Professor sich herbeilässt, populär zu sein. Zudem gibt ihm sein Beruf nur selten Gelegenheit, auf weitere Kreise zu wirken. Unsere Fachgelehrten sind zwar die Pioniere, nicht aber die eigentlichen berufsmässigen Träger unserer Bildung im Volke. Und wenn auch alle Fachgelehrten, so weit dies ohne Schädigung ihrer eigentlichen rein wissenschaftlichen Aufgaben möglich ist, sich bemühten, ihre Wissenschaften zu

popularisiren, reichte dies doch nicht entfernt hin; es wäre gerade so, wie wenn man verlangte, dass der Direktor der medizinischen Klinik alle Fiebererkrankungen in seiner Stadt in Person behandeln sollte; und man erwartet mit Recht, dass auch der gewöhnliche, praktische Arzt nach dem neuesten Standpunkte der klinischen Wissenschaft dergleichen zu behandeln verstehe. Dem Mittelgliede zwischen reiner Wissenschaft und praktischem Leben fällt in erster Linie die Vermittlung der beiden zu, d. h. auf dem Gebiete der Volksbildung unseren Schriftstellern und unseren Lehrern. Wenn in unserer Nation heute eine Entfremdung zwischen Wissenschaft und Leben eingetreten ist, so trifft die Schuld — wenn hier von einer Schuld die Rede sein kann — vor allem unsere Lehrer und unsere Schriftsteller. Die ersteren sind freilich eine wohl organisirte, fassbare Körperschaft, auf die es beliebt ist, bei jeder Gelegenheit Steine zu werfen, ohne dass man sich fragt, warum dieselben vielfach in eine schiefe Lage zwischen ihrer wissenschaftlichen Vorbildung und den Erfordernissen ihres Berufes kommen. Ich habe im vorhergehenden Abschnitte „Ueber die Lehr- und Lernfreiheit an unseren Universitäten“, versucht, dieser Frage näher zu treten. Was aber die Schriftsteller anlangt, so sind dieselben vielleicht ein noch weit mächtigerer Faktor für die Bildung unseres Volkes und können deshalb auf der einen Seite von grösstem Segen, auf der anderen von schlimmster Gefahr sein. Wenn die Ueberzeugung nicht durchdringt, dass für das Volk das Beste an geistiger Nahrung gerade

gut genug ist, wenn die schriftstellerische Standesehre nicht auf derselben Höhe wie die wissenschaftliche Standesehre — ganz einerlei welchem gesellschaftlichen Stande der Schriftsteller oder Gelehrte sonst angehört — sich erhält, dann ist für die Zukunft unserer Volksbildung nicht viel zu hoffen. Dann wird nothwendig auf der einen Seite eine abgeschlossene Kaste alexandrinischer Gelehrsamkeit, auf der anderen ein trotz aller Bildungsprätensionen verwilderndes Philisterthum empor-schiessen. Die Geschichte lehrt uns, wohin dergleichen führte, und die Geschichte lehrt uns auch, dass der Aufschwung Deutschlands in unserem Jahrhundert, und zwar nicht nur der wissenschaftlich-künstlerische, sondern noch mehr der gesellschaftlich-wirthschaftliche Aufschwung unserer deutschen Wissenschaft zu danken ist. Die ganze Nation hat nicht nur ein Interesse daran, sondern auch als ihr Recht zu fordern, dass die Universitäten nicht nur den Gelehrten zu Gute kommen. Dem Schriftstellerstande, der aus den heterogensten Elementen besteht, kann man und soll man nicht eine uniforme, gleichmässig organisirte Vorbildung gewissermaassen als „Befähigungsnachweis“ zumuthen, denn wo bliebe da die freie, eigenartige Entwicklung des Talentes? Wohl aber muss man in seinem Interesse verlangen, dass er seine Bildung, auch wenn er nicht ein zünftiger Gelehrter werden will, auf der Universität sich zu erwerben Gelegenheit habe. Und in dieser Hinsicht gilt für ihn dasselbe, was im vorhergehenden Abschnitte in Rücksicht auf unsere Studenten gesagt wurde, es sollte Ge-

legenheit zu vielseitigerer Universitätsbildung gegeben werden. Wenn unsere Universitätsstudien nicht von vornherein darauf hinzielen, dem Studenten für sein ganzes künftiges Leben Anregung, Richtung und Schwerpunkt zu geben, können sie wohl für einzelne, die fachmännische Spezialisten werden wollen, dauernd fruchtbar und maassgebend werden, doch nicht für die überwiegende Masse, unsere künftigen Lehrer und Schriftsteller, und das sind, wie gesagt, die Träger unserer Bildung. So erklärt sich die bedenkliche Erscheinung, dass wir in Deutschland Schriftsteller in ausgesprochenem Gegensatze zur zünftigen Wissenschaft finden, dass dann die zünftigen Gelehrten mit vornehmer Geringschätzung auf die Schriftsteller, diese mit frivolem Hohne und mit der Hoffnung, das Publikum auf ihre Seite zu bekommen, auf die zünftige Wissenschaft herabblicken. So können geistvolle Litteraten wie Eduard Engel oder Karl Bleibtreu für das deutsche Volk Litteraturgeschichte schreiben mit grundsätzlicher oder wenigstens angeblicher Ignorirung der einschlägigen wissenschaftlichen Arbeit. Die Wissenschaft muss dabei bedauern, dass das Publikum durch Derartiges irregeleitet wird, und dass andererseits so begabte Köpfe nicht lieber Hand in Hand mit ihr gehen, um wirklich Brauchbares zu leisten. So schlimm es aber an sich ist, wenn durch solche Arbeiten, die sich mehr an die Gebildeteren unter den Laien wenden, das Urtheil und der Geschmack derselben weniger geläutert und gebildet, als vielmehr verhetzt wird, so steht es bekanntlich mit der eigentlichen Volkslitteratur

noch viel schlimmer. Urtheil und Geschmack unseres Volks sind vergiftet durch schlechte Litteratur, die auf niedere Neigungen berechnet freilich bald ihr Publikum findet. Unsere Winkelblätter bringen als Unterhaltungsbeilage Schauerromane, die so albern sind, dass die Gebildeten sie lesen, um sich über die Dummheit zu belustigen. Statt solcher Frivolität wäre es geziemender, ernstlich zusammenzuwirken, um dem Volke wirklich Gutes zu bieten. Das Volk ist nur so dumm, wie man es macht, und weiss Gutes und Schönes gar wohl zu geniessen. Wozu haben wir Tausende gebildeter, begabter Lehrer und Schriftsteller in deutschen Landen? Für ihre missverstandene Standesehre oder für unser Volk? Brächten die Herren von ihrer Universitätszeit her ein klares Zielbewusstsein für die Arbeit ihres Lebens mit, zersplitterten sich nicht die schönsten Kräfte und Fähigkeiten in gegenseitiger, lächerlicher Rivalität im Dienste der lieben Eitelkeit statt in dem des allgemeinen Besten. Freilich, wenn z. B. ein Lehrer des Französischen am Gymnasium oder der Realschule, der Gelegenheit genug hätte, in der Schule, im öffentlichen Verkehre, als Schriftsteller für ein richtigeres Verständniss unseres grossen Nachbarvolkes, mit dem uns tausend Culturinteressen verbinden, zu wirken, wenn ein solcher von der Universität nichts als etwa ein Interesse für die Laut- und Formenlehre des Provenzalischen im Mittelalter mitbringt, dann darf man sich nicht wundern, wenn gebildete Laien irre werden an dem Einflusse, den die Wissenschaft auf unser culturelles

Leben zu haben berufen ist. Da ist es nicht zu verwundern, wenn Schriftsteller in ausgesprochenen Gegensatz zur zünftigen Gelehrsamkeit treten und der Riss zwischen Wissenschaft und Bildung ein unheilbarer wird. Was das aber für eine Bildung wird, die von der Wissenschaft getrennte Wege wandelt, das bedarf wohl keiner weiteren Beleuchtung.

IV.

(„Ueber Studium und Bildung. III. Litterarische Production und Ueberproduction.“ Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 22. Mai 1891.)

Der verhängnissvolle Streit zwischen wissenschaftlichem Idealismus und praktischer Bethätigung desselben, der sowohl unser akademisches Studium als auch die ins praktische Leben berufenen Träger unserer Bildung kennzeichnet, findet kaum in irgend einer anderen Hinsicht so drastischen Ausdruck wie in unserem Verhältnisse zur litterarischen Production.

Es heisst, Deutschland leide im Vergleiche mit andern Nationen an einer erschrecklichen Ueberproduction, — und zwar lassen wir hier und im Folgenden die sogenannte „schöne Litteratur“ naturgemäss ganz ausser Betracht. Dieser so oft geäusserte Vorwurf sollte doch wohl erwogen werden, ehe er nachgesprochen wird, und man muss zunächst fragen, ob die Gegner unsrer gewiss unvergleichlich grösseren litterarischen Production auch zugleich dagegen kämpfen wollen, dass unsere Wissenschaft im Vergleiche zu der anderer Nationen

eine ungleich grössere Rolle spiele? Wenn sie, wie zu hoffen, nicht so kurzsichtig sind, dies unser höchstes Gut, die Quelle unseres culturellen und wirthschaftlichen Aufschwunges, zu verkennen, so dürfen sie auch die wissenschaftliche P r o d u c t i o n, sei sie noch so gross, nicht für zu gross erklären, denn lebende Wissenschaft ist Production, und ohne solche gar nicht denkbar. Insoferne es sich also um rein wissenschaftliche litterarische Production handelt, kann von einer Ueberproduction kaum die Rede sein, denn was rein wissenschaftlich publizirt wird, würde nicht gedruckt werden, wenn es nicht aus einer grösseren oder geringeren Nothwendigkeit im Interesse der Wissenschaft hervorginge. Dass natürlich vereinzelt auch Minderwerthiges mit unterläuft, ist freilich nicht zu leugnen, doch die litterarischen Producte, deren Drucklegung und Verbreitung am meisten Hindernisse entgegenstehen, sind in der Regel wissenschaftlich unentbehrlich.

Ueberproduction ist Production von Ueberflüssigem; wirthschaftlich kann an sich ganz Gutes zu Zeiten überflüssig sein, und für das nicht Verwendbare hat man dann keine Verwerthung. Aber im wissenschaftlichen Leben können wir wohl Ueberproduction an Arbeitskräften haben, insoweit wir nämlich für ihren Lebensunterhalt keine Mittel besitzen; oder es wäre ferner auch denkbar, dass wir aus unseren Studenten mehr wissenschaftliche Produzenten als Konsumenten, d. h. mehr specialistische Forscher heranziehen, als für die Verbreitung der Wissenschaft, den geistigen Gesamt-

konsum in der Nation förderlich ist; jedoch die wissenschaftliche litterarische Production ist nicht für den Augenblick, sondern für alle Zukunft berechnet, sie hat nicht die eben mangelnden Nahrungsmittel zu liefern und andere als augenblicklich werthlos bei Seite zu lassen, sondern was sie produziert, muss früher oder später einmal produziert und consumirt werden und liefert einen unentbehrlichen Baustein des Jahrtausende beschäftigenden Baues der reinen Wissenschaft. Man kann es bei der wissenschaftlichen Production demnach wohl vielfach beklagen, dass die Produzenten und ihre Productionen unter der Ungunst der Zeiten leiden, überflüssig sind letztere aber niemals, sobald sie eben wirklich wissenschaftliche Productionen nach Methode, Gewissenhaftigkeit und Ergebnissen sind, da sie dann eben für alle Zeiten und Völker fruchtbar und erforderlich sind.

Als überflüssig hingegen ist jede litterarische Production zu bezeichnen, die vor dem Forum der strengen Wissenschaft nicht bestehen kann, und zwar auch die populäre und für bestimmte Bildungs- und Altersstufen berechnete Litteratur, denn wenn diese auch nicht rein wissenschaftlich sein soll und kann, muss man von ihr doch fordern, dass sie in Zusammenhang, Uebereinstimmung und Abhängigkeit von der Wissenschaft bleibe. Missverständliche Vorstellungen von Wissenschaft und Bildung führen ja leider zu einem gegensätzlichen Verhältnisse; manche Schriftsteller glauben, weil es unleugbar oft vorkommt, dass Fachgelehrte kurzsichtig und einseitig werden, ihrerseits sich

möglichst von der Fachgelehrsamkeit emanzipiren zu sollen, um ja recht populär und praktisch wirkungsvoll schreiben zu können. Dies ist ein verhängnissvoller Irrthum, und weil bei solchen Bemühungen nicht das wirklich Fruchtbare, das der zu behandelnde Gegenstand an sich böte, sondern die individuelle Geschicklichkeit und das persönliche Interesse des Schriftstellers das Maassgebende ist, erhalten wir so unermesslich viel populär-wissenschaftliche Litteratur, deren Verfasser durch besondere Kunstmittel sich den Rang abzulaufen genöthigt sind, die in Wahrheit oft schlimmer als werthlos ist und den Büchermarkt verdirbt.

Wenn wir z. B. eine Geschichte Friedrichs des Grossen, oder eine Botanik, für die reifere Jugend oder Laien bearbeitet, oder eine populäre Heimathskunde oder eine Aesthetik haben wollen, wird es gewiss nicht nöthig sein, dass dieselbe von einem hochgelehrten Professor verfasst werde; im Gegentheil, ein im praktischen Leben stehender Pädagog oder Schriftsteller wird hier wahrscheinlich am besten den richtigen Ton treffen; wir werden aber natürlich verlangen müssen, dass er die dazu nöthige wissenschaftliche Bildung und Reife besitzt, seinem Gegenstande mit Urtheil gegenüberzustehen. Wenn eine solche Arbeit aber wirklich gelungen ist, wenn schriftstellerisches Geschick mit wissenschaftlicher Verlässlichkeit gepaart ein ansprechendes brauchbares Ganze geschaffen hat, dann wird man doch wohl wünschen dürfen, dass solch ein Buch recht weite Verbreitung finde. Es wird da doch weit weniger angebracht sein, ein oder

mehrere Konkurrenzwerke zu verfassen, um angeblich einem „längst gefühlten Bedürfnisse“ zu Hilfe zu kommen, als wenn etwa zwei Gelehrte über ein wissenschaftliches Problem zu gleicher Zeit ein Buch schreiben. Dass das „längst gefühlte Bedürfniss“ so häufig nur einem eigennützigen Bedürfnisse des Verfassers entspringt, kann ja wohl auch im Falle von Fachgelehrten vorkommen, doch darüber sitzt sodann eine fachmännische Kritik zu Gericht und nicht ausschliesslich der buchhändlerische Geschäftserfolg.

Wenn es auch praktisch nicht so leicht durchzuführen ist, läge es doch im Interesse unserer ganzen Nation und ihres litterarischen Konsums, dass nicht die rein wissenschaftliche Litteratur der Fachgelehrten, sondern die für die verschiedenen Stufen von Laien bestimmte populär-wissenschaftliche Production bedeutend eingeschränkt werde, d. h., dass weniger Bücher erschienen, die wenigen aber in viel grösserem Maasse verbreitet würden. Man mag dies als ein aristokratisches, intolerantes Begehren tadeln, doch Toleranz in solchen Dingen erscheint verkehrt angebracht. Bei der wissenschaftlichen Forschung sind die Resultate das zu Suchende, und da all unser Forschen nur ein Annäherungsversuch an die Wahrheit ist, bedarf jeder ernste Versuch der Nachsicht; diese hat der Forscher für die Resultate seiner Arbeit zu beanspruchen, nicht aber für den hingebenden Ernst und die Gewissenhaftigkeit seines Vorgehens selbst. Toleranz kann also nur dem litterarischen Objecte, nicht dem Subjecte gelten.

Wir werden uns demnach durch persönliche Rücksichten nicht in unserem Urtheile beeinflussen lassen, jedoch werden wir das Problematische in den Ergebnissen in Rechnung ziehen müssen, das durch die menschliche und auch individuelle Unzulänglichkeit bedingt ist. Es wird mancher gewagte Ausspruch, der in den Köpfen von Laien nur Unheil d. h. Verwirrung anrichten könnte, gewagt werden dürfen, ja müssen; wir werden zwar Leichtsinns und Oberflächlichkeit nicht dulden, doch bei redlichem, ernstem Forschen auch missglückte Arbeiten oder solche ohne positive Ergebnisse wissenschaftlich achten, ja, unter Umständen sogar deren Nothwendigkeit anerkennen müssen. In der wissenschaftlichen Forschung wird mehr Unhaltbares als Dauerbares hervorgebracht und muss hervorgebracht werden, denn man gelangt in der Regel erst durch vieles Versuchen und Irren zur Erkenntniss.

Bei der rein wissenschaftlichen Production ist demnach eine Toleranz insofern nothwendig, als diese Production ein Suchen nach Wahrheit ist, bei dem das Irren unvermeidlich ist. Bei der populären Production aber ist der Gegenstand nicht erst ein zu Suchender, sondern ein in seinen Resultaten Gegebener. Hier ist Strenge gegenüber dem Gebotenen Pflicht, denn während den Gelehrten die Irrwege gelehrter Arbeiten nicht zu beirren brauchen, wird der Laie durch unrichtige Darstellung von Thatsachen geschädigt, und er darf von seinem Schriftsteller das Beste, was die Wissenschaft errungen, in passender Form ver-

mittelt verlangen. Hier wird also eine Toleranz gegenüber dem Gegenstande nicht zu beanspruchen sein, und da des Schriftstellers einziges Verdienst hier in der geschickten Darstellung des Gegebenen besteht, wird er für seine Fähigkeit, darzustellen, wohl auch keine besondere Nachsicht verlangen: versteht er darzustellen, dann wird er gelesen, wenn nicht, dann nicht. Was er aber darstellt, das muss haltbar sein, sonst versündigt er sich an dem Kreis, den seine schriftstellerische Geschicklichkeit zu vertrauenden Lesern gemacht hat. Für die populäre Litteratur, d. h. für den Konsum der ganzen Nation, muss man inhaltlich das Beste in besonders guter Form verlangen, und Toleranz in der Hinsicht läge gewiss nicht im Interesse des Volkes.

Das Gesagte ist nun freilich nur eine theoretische Erwägung, die aus mannichfaltigen Gründen praktisch nicht maassgebend sein kann, weil Produzenten und Konsumenten eben Menschen sind, die man mit einer Kathederdoctrin nicht meistern kann. Wir können es z. B. den Leuten nicht verbieten, sich für die deutsche Litteraturgeschichte lieber ein hübsches Bilderbuch, dessen Text Nebensache ist, anzuschaffen, als ein vernünftiges, zum Nachdenken anregendes Werk; wir können auch den Verfasser deshalb nicht brandmarken, der vielleicht wirklich glaubt, mit dergleichen das Richtige zu bieten; der Erfolg spricht ja für ihn. Aber dem oberflächlichen Urtheil nach dem Erfolge gegenüber muss betont werden, dass nicht das, was das deutsche Publikum nicht kauft, das

Ueberflüssige sei, auch wenn es noch Jahrzehnte währen sollte, bis das deutsche Publikum gute Bücher kauft.

Rein wissenschaftliche Werke, die ohne unnöthigen Ballast allein der Wissenschaft und nicht zugleich dem buchhändlerischen Geschäftserfolge dienen wollen, die daher auch nicht auf die Erweckung von Neugier und Amusement berechnet sind, kann es nie zu viele geben; diese haben aber naturgemäss einen kleinen Interessentenkreis und können sich nicht selbst bezahlt machen, wenn nicht Akademien ihre Veröffentlichung erleichtern und die Gelehrten und Studienbibliotheken in der Lage sind, sie zu kaufen. So lange dies nicht der Fall ist, sind freilich die Verfasser wissenschaftlicher Werke vielfach genöthigt, auf geschäftlichen Erfolg Rücksicht zu nehmen, und dadurch entsteht eine Halbheit. Rein wissenschaftliche Werke und solche, die auch für weitere Kreise berechnet sind, sind nicht in allen Disziplinen streng von einander geschieden, und so haben wir in der litterarischen Production denselben Widerspruch, wie im akademischen Studium, praktische Rücksichten im Kampfe mit wissenschaftlichem Idealismus. Etwas Anderes sind jene populär-wissenschaftlichen Werke, die von Haus aus den Zweck haben, nicht nur den Gelehrten etwas zu bieten, sondern auch die grosse Zahl gebildeter Laien anzuregen und theilnehmen zu lassen an den Errungenschaften der Wissenschaft; dies ist eine Litteraturgattung edelster Art, doch leider mehr in der Theorie als in der Praxis;

denn gar vielfach fährt dabei der Gelehrte und ebenso der Laie schlecht, indem die Rücksicht auf den Laien gar manchmal nicht wirklich die Veranlassung zu dem Buche gegeben hat, sondern nur ein Aushängeschild ist, für dasselbe das buchhändlerisch wünschenswerthe Absatzgebiet zu erzielen. Dieser Widerspruch, diese mangelnde Scheidung zwischen specialistischer und gemeinverständlicher Arbeit ist bereits von schlimmen Folgen für Buchhändler und Autoren geworden und droht, dies immer mehr zu werden. Grosse Verlagshäuser arbeiten mit Schaden, andere brechen ohne andere Schuld als die der genannten Umstände zusammen, und es ist nicht abzusehen, wohin dies noch führen wird. Rein wissenschaftliche Werke, die nicht als Lehrbücher grösseren Absatz finden können, werfen bekanntlich nur in den seltensten Fällen die Herstellungskosten ab und bedeuten in der Regel ein grösseres oder geringeres Geldopfer für den Verleger, und man kann es diesem oft nicht verübeln, wenn er solche Opfer mit Vorliebe auf die Schultern der Verfasser schiebt. Rein fachmännische Werke schreiben, wenn man den Verleger nicht durch einträglichere andere Verlagsartikel entschädigen kann, ist ein kostspieliges Vergnügen. Und in Zusammenhang damit stehen zwei Uebelstände, die so von einander abhängen, dass man bei oberflächlicher Betrachtung nicht sagen könnte, welcher der ursprünglichere ist: es sind die zwei Thatsachen, dass unsere gelehrten Bücher unverhältnissmässig theuer und dass dieselben zu wenig gekauft werden.

Man könnte nun letztere Thatsache als nothwendige Folge der ersteren ansehen, doch dem widerspricht, dass man auch billige Bücher in Deutschland nicht kauft, wenn man es irgend vermeiden kann, und dass reiche Leute, die in anderen Dingen gar nicht sparsam sind, die schäbigste Knickerei im Bücherkaufen für passend halten. Darüber ist ja schon viel geklagt worden, doch kann man die öffentliche Meinung nicht genug auf diese jämmerliche Unsitte hinweisen, damit sie dagegen Stellung nehme. Es ist dies ein Ueberrest aus den Zeiten, wo Deutschland ein armes Land war; wir sind aber nun lange nicht mehr so arm und treiben in gar manchen Dingen schon einen Luxus, von dem unsere Väter sich noch nichts träumen liessen. *) Bücher aber — die borgt man sich vom Autor oder Verleger, sei es direkt oder durch die Vermittlung eines Freundes. Dem deutschen Publikum müsste man da gewissermaassen die Kabinetsfrage stellen: Wollt Ihr überhaupt eine Litteratur oder nicht? Wenn ja, dann ermöglicht sie, d. h., kauft sie!

*) Dass die Scheu vor dem Bücherkaufen mit dem allgemeinen Rückgang des Wohlstandes in Zusammenhang stehe, hat man wohl mit Recht aus den gegenwärtigen Zuständen in England geschlossen, wo in den letzten Jahren auch das Bücherkaufen bedeutend zurückgegangen sein soll. Der Engländer ist aber conservativ und wird sich hoffentlich auch gute Sitten nicht vorschnell abgewöhnen, jedenfalls ist er darin im Prinzipie noch nicht auf den jämmerlichen Standpunkt herabgesunken, den wir trotz unseres zunehmenden Wohlstandes noch heute im allgemeinen einnehmen. Vor Jahren lernte ich einen englischen Gelehrten kennen, der sich dem Studium

Freilich, es gibt ja verschiedene Gattungen Litteratur, und zwar kommen graduelle Unterschiede in Betracht, weniger nach dem litterarischen Range des Autors als dem Bildungs- und Interessesgrade der Leser. Es lassen sich da wohl drei Stufen unterscheiden, die rein populäre Litteratur, die populär-wissenschaftliche Litteratur und die rein wissenschaftliche Litteratur; und je gewissenhafter diese Scheidung beobachtet wird, desto leichter wird das Publikum erkennen, welche Bücher zu kaufen, welche nicht zu kaufen sind, desto leichter wird eine Vergeudung der konsumirenden Kräfte zu vermeiden sein, desto weniger wird Ueberflüssiges produziert werden und desto mehr wird Wichtiges und Brauchbares Raum finden.

Die rein populäre Litteratur, in der der Schriftsteller nicht die Absicht hat, neue Ansichten zu vertreten, sondern die gewonnenen Resultate der Wissenschaft zu verbreiten, wendet sich an die Majorität der Bevölkerung, ohne deshalb für irgend eine Minorität ohne Interesse zu sein; sie

der deutschen Sprache und Litteratur gewidmet hatte und als Lehrer des Deutschen in England ein recht bescheidenes Dasein fristete. Er lebte so sparsam, dass er sich seine einzige tägliche Mahlzeit selbst zubereitete und dabei den Luxus des Fleisches nur selten gönnte; seine Bibliothek aber war erstaunlich wohl ausgestattet, denn er kaufte selbstverständlich, soviel er irgend konnte, alles was erschien und er brauchte; Handbücher und Nachschlagewerke, die nicht unerschwinglich sind und die man täglich braucht oder zeitlebens im Hause haben will und soll, die leiht man sich eben nicht aus, ebensowenig wie eine Zahnbürste.

braucht nicht in bevormundender Weise für „das Volk“ zugeschnitten zu sein, nur schlicht und gemeinverständlich soll sie sein, und zum Volk gehören wir ja alle. Sie hilft sich deshalb am leichtesten durch, wird gekauft und macht sich bezahlt, weil sie der grössten Interessentensphäre dient. Sie braucht also keine andere Unterstützung als die der besten Produzenten der Nation, die Konsumenten finden sich von selbst. Dieser Litteratur zu dienen, heisst dem Volke den wichtigsten Dienst erweisen, der auf geistigem Gebiete denkbar ist; auf diesem Felde gibt es freilich einen Kampf, und zwar einen rücksichtslosen Kampf mit dem Schlechten und selbst mit dem Mittelmässigen; gerade in Deutschland ist diese Populärlitteratur eine allzu gemischte Gesellschaft, sie findet zwar ihr Publikum, aber selten in der ganzen Nation wie etwa in England; andererseits haben wir vortreffliche populäre Schriften, ihre Verbreitung ist aber viel zu gering und oft geringer wie die des werthlosesten Plunders. Man sehe doch, wie in England z. B. Smith's *Wealth of Nations*, John Stuart Mill's *Principles of Political Economy*, oder praktische Handbücher, oder selbst Macaulay's *Essays* u. a. m. gekauft werden! Was haben wir all den zahllosen *People's Editions*, die nicht von oben herab in Scene gesetzt, sondern aus dem wirklichen Bedürfnisse der Massen entsprungen sind, in Deutschland gegenüberzustellen? *) Wirklich für Popularität

*) Ansätze und zwar höchst beachtenswerthe Ansätze hierzu haben wir ja allerdings auch bei uns, so in erster Linie die

Geeignetes, d. h. wirklich Einfach-Gediegenes, ist hier in der Minderzahl und wohl deshalb, weil die ernste Nothwendigkeit dieser Litteratur zu wenig allgemein anerkannt ist und die Vermittelung zwischen Wissenschaft und Publikum noch in den Anfängen liegt. Hier hat also die Wissenschaft der Nation mehr zu dienen, als bisher üblich ist, freilich auch die Nation sich mehr für Wissenschaft zu interessiren, doch liegt dies meist an den Vertretern der letzteren.

Im Gegensatze dazu hat für die dritte Art, die rein wissenschaftliche Litteratur, die Nation der Wissenschaft zu dienen, hat den Weiterbestand und zwar gesunden Weiterbestand der Wissenschaft überhaupt zu ermöglichen. Die rein wissenschaftliche Production muss ohne Rücksicht

bei Trübner in Strassburg erschienenen „Naturwissenschaftlichen Elementarbücher“, ferner die neue „Sammlung Goeschen“ u. a. m., denen man aber nur die rechte Verbreitung wünschen möchte. Freilich, von den zehn Bändchen der erstgenannten Sammlung sind sieben keine deutschen Originalarbeiten, sondern Bearbeitungen aus dem Englischen! Rein wissenschaftliche Bücher deutscher Gelehrten muss man zwar ins Englische übersetzen, damit sie doch genügend verbreitet werden; will man aber für den deutschen Büchermarkt gute populäre Schriften haben, muss man solche von den Engländern holen! Ob wir wohl in Deutschland bald Volksausgaben zu 30 bis 50 Pfennig von Schriften wie z. B. Theobald Zieglers „Die sociale Frage eine sittliche Frage“ erwarten dürfen? Und ob solche selbst dann gebührend gelesen, geschweige denn gekauft würden? Dass wir für „Massenverbreitung guter Schriften“ einen Verein nöthig haben — dem allseitige Unterstützung zu wünschen wäre — ist wohl der beste Beweis für die Richtigkeit des oben Gesagten.

auf buchhändlerischen Geschäftserfolg sich uneingeschränkt entfalten können, uneingeschränkt so weit sie wirklich rein wissenschaftlich ist; die wissenschaftliche Kritik sorgt sodann schon dafür, dass Werthloses sich nicht breit macht. Die Achtung und der Dank, die die Nation der Wissenschaft schuldet, hat sie zu veranlassen, die gelehrten Institute und Körperschaften in die Lage zu setzen, die wissenschaftliche Litteratur zu produziren und zugleich auch zu konsumiren. Die wissenschaftliche Litteratur kann naturgemäss, abgesehen von Liebhabern, nur auf Absatz bei Studienbibliotheken und Fachgelehrten rechnen; für diese ist die Möglichkeit, sich auf dem Laufenden zu erhalten, aber eine Existenzfrage, und diese soll unten im Abschnitt V. des Näheren erörtert werden.

In der Mitte zwischen der rein populären und rein wissenschaftlichen Litteratur steht die populär-wissenschaftliche. Diese ist, wenn sie gedeiht, ein schönes Zeichen für die Fähigkeit der Gelehrten, die Gebildeten der Nation für diese oder jene wissenschaftliche Neigung heranzuziehen, und, wenn sie Absatz findet, ein schönes Zeichen für die Bildung und das Interesse dieser Gebildeten oder die Verbreitung der Bildung überhaupt. Es ist bekannt, dass andererseits das theilnehmende Interesse gebildeter Laien an der Arbeit der Gelehrten mit zu den förderndsten Anregungen gehört, die die fachwissenschaftliche Forschung finden kann, und es ist daher diese populär-wissenschaftliche Litteratur das für eine Zeit

charakteristische Maass der Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und allgemeiner Cultur. Für diese Litteratur gibt es daher keine Gesetze als solche, die sich aus der Zeit ergeben; sie steht sittlich etwa auf derselben Stufe wie die Pflege der Kunst. In einer geistig gehobenen Zeit wird sie blühen, in einer sinkenden wird sie den Niedergang voraus verkünden, ihr Gedeihen aber wird mehr denn irgend ein Kriterium sonst errathen lassen, ob die reine Wissenschaft auf gesunden Wegen wandelt. Je mehr die Wissenschaft das Leben der Nation und dieses die Wissenschaft befruchtet, umsomehr wird der Abstand zwischen der ersten und zweiten Gruppe, der populären und der populär-wissenschaftlichen Litteratur sich verringern; je weniger Wissenschaft und Leben sich berühren, desto weniger wird die populär-wissenschaftliche Litteratur Interesse erwecken, und, was viel schlimmer ist, desto weniger wird eine gesunde rein populäre Litteratur möglich sein.

Unsere Zeit betrachtet es als eine ihrer Hauptaufgaben, die unfruchtbaren Gegensätze zu mildern: so mögen denn auf geistigem Gebiete die Wissenschaft auch für das Volk, das Volk auch für die Wissenschaft etwas übrig haben. Das gibt dann einen guten Klang!

V.

(„Ueber Studium und Bildung. IV. Unsere Bibliotheken.“
Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 26. Mai 1891.)

Die „Träger unserer Bildung“ sind doch wohl die berufensten litterarischen Produzenten in der Nation, und diese Träger sind, wie oben ausgeführt worden, nicht die eigentlichen berufsmässigen Gelehrten, sondern diejenigen akademisch Gebildeten, die ins öffentliche Leben hinaustreten. Nicht specialistische Fachgelehrsamkeit, sondern wissenschaftliche Reife und Urtheil soll das Ziel ihrer Universitätsbildung sein; so allein werden sie, wenn sie schriftstellerisch thätig sein wollen und sollen, wissen, wo es fehlt, was vor ihnen litterarisch geleistet worden und was noch zu leisten ist. So werden sie nicht wie Dilettanten wähnen, die Weltgeschichte fange erst mit ihnen eigentlich an, sondern sie werden ihre gar schnell vorübergehende Rolle in der Geschichte richtig erfassen.

Wissenschaftlich gereiftes Urtheil über den Werth oder Unwerth litterarischer Erscheinungen sollte der akademisch gebildete Jurist, Theologe, Lehrer und Schriftsteller besitzen, doch dies kann er nicht erlernen, sich einpauken lassen, dies muss

er sich erwerben. Die Erwerbung solch eines Urtheils ist aber nicht denkbar ohne gründliche und breite Bücherkenntniss, Orientirtheit über die wichtigere Litteratur vergangener Zeiten und danach Gelegenheit, sowohl diese als auch Neuerscheinungen selbst in die Hände zu bekommen. Wie es aber damit steht, ist bekannt oder vielleicht zu wenig bekannt, sonst hätte man längst gegen unsere Zustände in Deutschland wirksamen Protest erhoben.

Die öffentlichen Bibliotheken, insbesondere die Universitätsbibliotheken, sind trotz der eifrigsten Bemühungen der Bibliothekare für die Studenten im Grossen und Ganzen ein Buch mit sieben Siegeln. An die Bücherschränke heran darf in der Regel Niemand ausser den Beamten, und diese Thatsache ist von unberechenbarer Tragweite. Bücherkenntniss besteht eben nicht allein darin, dass man eine grosse Anzahl Bücher von Anfang bis zu Ende durchgelesen hat, sondern vielmehr darin, dass man eine unendlich grössere Anzahl soweit durchgeblättert, angelesen, nachgeschlagen, kurz benützt hat, um zu wissen, was man in ihnen etwa zu suchen und zu finden hat, in welchen Fällen man dies, in welchen jenes Werk zu Rath ziehen soll, welche Bücher als gelegentliche Nachschlagewerke von relativem Werthe, welche unentbehrlich sind, sei es als Nachschlagewerke für das tägliche Bedürfniss, sei es für die Kenntniss des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft. Der Student soll eine Ahnung bekommen von der gewaltigen Geistesarbeit vergangener Jahrhunderte,

wie die Bibliothek die Geschichte des geistigen Ringens der Menschheit stumm und doch beredt widerspiegelt, und er soll empfinden, was eine einzelne Generation und daher auch die seinige im Verhältnisse zur Vergangenheit bedeutet und für die Zukunft bedeuten kann. Dies gilt namentlich für die historischen Disciplinen, und solche sind vornehmlich die theologischen, juristischen und philosophischen Disciplinen, weniger die Naturwissenschaften und die Medicin.

Um dies zu erhärten, ist nachdrücklichst hervorzuheben, wie die Bedeutung der Bibliothek für die letztgenannten, mehr experimentellen Disciplinen eine wesentlich andere ist als für die theologischen, juristischen, philologisch-historischen. Auch der Naturforscher und Mediciner braucht Bücher, wenn auch mehr neuere als ältere; jedoch die Objecte seiner Forschung sind in den seltensten Fällen die Bücher selbst, und es handelt sich für ihn weniger darum, was frühere Jahrhunderte über seinen Gegenstand gedacht und geschrieben haben, als darum, was er mit eigenen Augen von demselben erkennt. Wenn wir auch für alle Wissenschaften eine gemeinsame ideelle Aufgabe anzunehmen haben, ist das Material, mit dem Dieser, und das, mit dem Jener zu arbeiten hat, praktisch doch die wesentlichste Bedingung seiner Arbeit überhaupt, für den Naturforscher und Mediciner daher seine Institute, die ihm das Studienmaterial und die Mittel, es zu bearbeiten, gewähren. Ohne wohleingerichtetes anatomisches Institut oder chemisches Laboratorium wären Ana-

tomie und Chemie doch gar nicht erfolgreich zu betreiben. Die Nothwendigkeit, ja Selbstverständlichkeit, solche Institute einzurichten und zu unterhalten, wagt wohl Niemand mehr in Zweifel zu ziehen; dass aber für die zahlreichen nicht experimentellen Wissenschaften ebenfalls Institute, und zwar Studienbibliotheken erforderlich sind, diese Einsicht ist leider noch verhältnissmässig wenig durchgedrungen. Da die öffentliche Meinung sich darüber noch auf einem gänzlich unaufgeklärten Standpunkte befindet, wirkt sie selbstverständlich auch hindernd auf die maassgebenden Behörden, die gegen bessere Ueberzeugung die Dinge gehen lassen müssen, wie sie eben gegangen sind, aber ohne Schaden nicht weiter gehen dürfen. Dass die öffentliche Meinung die Errichtung von Kliniken und im Anschluss daran auch der anderen medicinisch - naturwissenschaftlichen Institute billigt, entspringt ja leider nicht in erster Linie jener Werthschätzung der reinen Wissenschaft, wie sie sich zum Beispiel in Amerika viel häufiger als in Deutschland findet. Die Besorgniss um das liebe leibliche Wohl verlangt nach tüchtigen Aerzten, und dieser „Angst des Irdischen“ danken wir es vornehmlich, dass auch in Deutschland naturwissenschaftliche Studien aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Es ist auch ganz in der Ordnung, dass dies in erster Linie geschieht; aber Deutschland ist heute doch, Gott sei Dank, ein Land, das sich auch die Wissenschaft, deren praktischer Endzweck nicht jedem Laien gleich in die Augen springt, etwas kosten lassen kann. Zudem ist es

ja eben nur Kurzsichtigkeit, wenn man glaubt, jene wissenschaftlichen Disciplinen, die nicht sofort sichtbare praktische Vorthelle abwerfen, wären überflüssige Luxusartikel, die man soweit betreiben dürfe, als man eben Zeit und Geld dafür übrig hat. Die reine Wissenschaft ist kein überflüssiger Aufputz, den man allenfalls auch entbehren könnte, und da der Zusammenhang aller Wissenschaft ein unentbehrliches Erforderniss ist, um Einseitigkeiten und Halbheiten zu vermeiden, lässt sich nicht nach Belieben ein Theil, der für praktische Bedürfnisse gerade wichtig erscheint, losreissen und besonders pflegen, ohne das Ganze und diesen selbst empfindlich zu schädigen. Gerade weil in Deutschland die medicinischen Schulen keine gesonderten Abrichtungsanstalten, sondern Theile der Universitäten sind, steht die medicinische Wissenschaft in Deutschland höher als irgendwo sonst, und würde noch höher stehen, wenn die Gesamtuniversität gleichmässiger gefördert würde. Da wir aber nicht nur tüchtige und gebildete Mediciner, sondern auch solche Juristen, Theologen, Lehrer und Schriftsteller haben wollen, müssen wir endlich auch mit ihrer Ausbildung Ernst machen, und das umso mehr, als gerade in den letzten Jahrzehnten für dieselbe zwei besonders erschwerende Umstände eingetreten sind.

Der eine Umstand ist die grosse Zunahme von Studenten der nicht naturwissenschaftlichen Disciplinen. Mediciner sind auch mehr wie früher, doch da ist es dem blödesten Auge sofort klar, dass durch Erweiterung und Vermehrung der In-

stitute nachgeholfen werden musste, wenn überhaupt diese Studien weitergedeihen sollten. Bei den Nichtmedicinern, wo durch den gänzlichen Umschwung der Verhältnisse ein Studiren in der hergebrachten Weise ebensowenig möglich war, lag diese Unmöglichkeit nicht so handgreiflich vor aller Augen, um sofortige Abhilfe zu erzwingen.

Der andere Umstand ist die weitgehende Entwicklung der Einzeldisciplinen und die damit nothwendig zusammenhängende Zunahme der litterarischen Production. Abgeholfen haben die Regierungen — die eben immer unter dem Drucke der öffentlichen Meinung oder auch des öffentlichen Unverstandes zu leiden haben — so gut sie konnten, d. h. eben ganz unzureichend. Die wesentlichsten Abhilfen bestanden in der Gründung neuer Professuren, doch da die öffentliche Meinung nicht verstand, was das bedeutete, und da deshalb das Geld nicht reichte, mussten dies gewissermaassen Professuren „ohne Portefeuille“, d. h. ohne Institute, ohne die dazu gehörigen Studienbibliotheken sein. Wenn die öffentliche Meinung die Errichtung neuer Professuren etwa für semitische Sprachen oder für neuere Kunstgeschichte als Luxus ansieht, so ist diese auch in der That Luxus, wenn die betreffenden Professoren gewissermaassen ohne Institut kalt gestellt werden und das, was sie lehren sollen, nicht nach den Erfordernissen der Wissenschaft lehren können, weil ausser ihrem Hungergehalt keine Mittel vorhanden sind, die einschlägige Litteratur der Vergangenheit und Gegenwart und die sonstigen Lehrmittel nur zum

geringsten Theile anzuschaffen. Man gründet doch wohl keine Professur für Anatomie oder Psychiatrie, ohne vorher oder zugleich ein anatomisches Institut oder eine psychiatrische Klinik ins Auge zu fassen. Gesähä dies, so legte man den Professor nicht nur als Forscher, sondern auch als Lehrer lahm, und dann wäre seine Berufung eben Luxus.

Diesen Missständen soll nun die U n i v e r s i -
t ä t s b i b l i o t h e k abhelfen. Wenn aber beispiels-
weise die jährliche Dotation einer der berühmtesten
deutschen Universitäten, die über 60 nichtmedi-
cinische Professuren besitzt und an der etwa 50
besondere Lehrfächer vertreten sind, n e u n t a u -
s e n d Mark beträgt, so reicht dies bekanntlich
kaum für die Fortsetzung der wenigen Zeitschriften,
die man in der guten alten Zeit anzuschaffen be-
gonnen hat, und für den Buchbinder hin. *) Auch
bei der weisesten Eintheilung kann da der ge-
schickteste Bibliothekar nichts aus dem Boden
hervorzaubern, denn wo nichts ist, hat bekanntlich
selbst der Kaiser sein Recht verloren. Neue Bücher,
deren in jedem an der Universität vertretenen
Lehrfache alljährlich mehr erscheinen, kann man

*) Eine andere, bedeutend grössere Universität hat
15 000 Mark Jahresdotation, wovon aber über 14 000 für Fort-
setzungen von Zeitschriften u. a. und den Buchbinder in
Wegfall kommen. Also nicht einmal 1000 Mark jährlich für
die in allen Fächern immer zahlreicher werdenden Neuer-
scheinungen und für Antiquaria, bei einem Präsenzstande von
etwa 100 Docenten und etlichen 1000 Studenten, deren wissen-
schaftliche Bedürfnisse die Universitätsbibliothek befriedigen
soll!

da natürlich so gut wie gar nicht anschaffen; drängt nun der wissenschaftliche Fortschritt der Zeit dahin, für ein wichtiges Fach eine neue Lehrkanzel zu errichten, für die etwa ein Jahresgehalt von fünfzehnhundert Mark bewilligt wird, so ist von deren glücklichem Inhaber wohl kaum zu verlangen, dass er nun damit sich seine und seiner Studenten Studienbibliothek gründe, selbst dann nicht, wenn der Beneidenswerthe etwa nach zehn Dienstjahren eine Pfründe von jährlichen dreitausend Mark Gehalt erringt, die ihn und die Seinigen nähren soll. Solche „Abhilfen“ sind allerdings ein Luxus, und der bedauernswerthe Gelehrte, dessen wissenschaftlicher Idealismus ihn in jungen Jahren zu dieser Karriere getrieben, ist ein gebrochener Mensch, wobei wir blos das bittere Gefühl andeuten wollen, in seinem Berufe nicht leisten zu können, was er sollte und wollte, d. h. streng wissenschaftlich zu arbeiten und zu lehren.

Doch wie in der Schule, so handelt es sich auch auf der Universität nicht um den Lehrer, sondern um die Lernenden; im Princip nämlich. Das Princip ist aber falsch. Vom Hungern und Darben der Lehrer und Professoren soll hier nicht die Rede sein, wohl aber von dem quälenden Bewusstsein, dass man vielfach vergeblich und ohne Aussicht auf Erfolg arbeitet. Ein findiger, auf seinen persönlichen Vorthail stets bedachter Kopf kann es sich wohl in jeder Lebenslage einrichten und bequem machen, ein gewissenhafter Mann aber, dem seine Wirksamkeit Lebenselement ist, kann nicht in jeder Lebenslage seinen Beruf wirklich

erfüllen. Wenn man in den nichtmedizinischen Disciplinen Jahrgang auf Jahrgang die Universität verlassen sieht, die einen nach gutem, die andern nach mässigem Examen, darunter keine kleine Zahl wissenschaftlich mehr oder minder unreif und gerade die Besten, Edelsten wissenschaftlich unbefriedigt — d. h. ohne Muth und Lust zur Weiterarbeit, so mag man sich ja mit dem Bewusstsein zu trösten suchen, seinerseits nicht Schuld daran zu sein, doch wem an der Zukunft der Träger unserer Bildung im deutschen Vaterlande ernstlich gelegen ist und an der Zukunft der deutschen Bildung selbst, der kann sich dabei nicht beruhigen. Und trifft etwa unsere Studenten die Schuld? Keineswegs. Wie schon im Abschnitte über die Lehr- und Lernfreiheit an unseren Universitäten betont wurde, ist es ganz ungerechtfertigt, den Idealismus und Ernst unserer Studenten zu bezweifeln. Ausser der zweckwidrigen Einrichtung unserer Lehr- und Lernfreiheit ist es eben in erster Linie die gänzlich hinter den Erfordernissen der Gegenwart zurückgebliebene Verfassung unserer Universitäts- und Studienbibliotheken, die die Schuld trifft und für Studium und Bildung verhängnissvoll geworden ist.

Die Zustände unserer Universitätsbibliotheken sind aus zwei Gründen eine schwere Schädigung des Studiums, und zwar für die Professoren und noch mehr für die Studenten. Der eine Grund ist ihre Unzugänglichkeit, die Schwierigkeit, das Vorhandene zu benützen, und davon werden besonders die Studenten betroffen. Der zweite Grund ist die

schon oben erörterte Unzulänglichkeit ihrer Ausstattung, ihrer Geldmittel, in Folge deren die Bibliothek mit der fortschreitenden Wissenschaft nicht Schritt halten kann.

Die Unzugänglichkeit für Alle, die nicht selbst Zutritt zu den Katalogen oder Bücherschränken haben, ist von grösserer Tragweite, als man gemeinlich denkt. Selbst bei einem wohleingerichteten Ausleihe- und Bestellsystem ist eine bedenkliche Vergeudung von Zeit und Mühe unvermeidlich, für alle Benützer, die nicht selbst nachsehen dürfen, ob das gewünschte Buch oder was überhaupt vorhanden ist. Gerade Anfänger, und das sind ja die Studenten, bedürfen mehr der Gelegenheit, sich selbst zu orientiren, als solche, die schon orientirt sind. Bei dem immerhin nothwendigerweise umständlichen Bestell- und Ausleihesystem kann der Student sich unmöglich mehr Zeit und Mühe nehmen, als sich die Bücher, die er für den augenblicklichen Fall eben braucht, geben zu lassen. Er nimmt dabei häufig gleichsam die Katze im Sack, er sieht vielleicht sofort, dass das Buch ihm nichts nützt, und während er es alsbald zurückgestellt hätte, wenn er selbst an den Bücherschrank herandürfte, hatte er eine zeitraubende Prozedur zu durchlaufen, mehrere Beamte zu beschäftigen und keinen entsprechenden Gewinn davon. Und derlei Fälle gibt es noch manche, noch schlimmere. Wer da behauptet, man solle es den jungen Herren nicht zu bequem machen, verkennet ganz den Ernst des wissenschaftlichen Studiums und dessen, was dabei Bequemlichkeit bedeutet. Gewiss soll man

es den Studenten nicht bequem machen, indem man möglichst wenig Ansprüche an ihr selbstständiges Denken und Suchen macht; sie sollen sich anstrengen, doch nicht indem sie Zeit vergeuden, sondern ihre kostbare, kurze Studienzeit recht ausnützen. Im Gegentheil, man zwingt die Studenten zu einer bequemen Denkfaulheit, wenn man ihnen die Möglichkeit benimmt, selbst zu suchen, selbst sich zu orientiren, indem auf diese Weise die Vorlesungen nicht eine Anleitung zu eigenem Nachdenken und Weiterverfolgen werden, sondern zu einem Kompendium des Wissenswerthesten, das man sich kritiklos fürs Examen einpaukt. Bücherkenntniss und wissenschaftliches Urtheil über die litterarische Production erwirbt man sich auf diese Weise nicht, und der Student hat so viele Bücher kennen zu lernen, d. h. selbst einmal in die Hand zu nehmen und manche auch gründlich zu studiren, dass er mit dieser Aufgabe nicht fertig werden kann, solange er vor den Bücherschätzen und selbst den Katalogen gewissermaassen antichambriren muss. Das aufopferndste Entgegenkommen der Beamten kann da wohl im einzelnen Falle ein wenig helfen, doch das grundverfehlt System nicht aus der Welt schaffen. Es fehlt eben an Mitteln und zwar deshalb, weil die öffentliche Meinung keine Ahnung davon hat, welche Aufgaben und Bedürfnisse eine Studienbibliothek hat. Man baut sonst doch erst ein Haus und setzt es in Stand, ehe man daraufhin Miethsbedingungen eingeht.

Sehen wir zur Beurtheilung der Bibliotheks-

frage wieder einmal nach England hinüber; übergehen wir ihre Universitäts- und Studienbibliotheken und zahlreichen öffentlichen Freibibliotheken und Lesesäle, die allerorten durch öffentliche und private Mittel erhalten werden, und betrachten wir den Lesesaal des Londoner British Museum. London hat noch gar keine Universität, sondern nur Ansätze dazu, die englische Wissenschaft spielt ja bekanntlich nicht die Rolle im Staate wie die deutsche, aber ehe man dies überhaupt erwartet, erfüllt man die Vorbedingungen, man unterhält eine Bibliothek, in der Alles zu finden ist, was im Lande erscheint, und die man wirklich in vollem Umfange benützen kann. Bei uns in Deutschland baut man vernünftigerweise auch erst eine psychiatrische Klinik, ehe man einem Professor zumuthet, Psychiatrie zu lehren, doch für die historischen Disciplinen erscheinen Vorbedingungen nicht nöthig! Nach dem Lesesaal des Londoner British Museum pilgern jährlich in den Ferien zahlreiche deutsche, französische u. a. Gelehrte, nicht allein um speciell Londoner Handschriften oder sonstige Unika zu Rathe zu ziehen, sondern eingestandenermaassen, um einmal ohne ärgerliche Zeitvergeudung arbeiten zu können. Man wird manche Gebiete der deutschen Dialektkunde oder Litteratur oder Culturgeschichte in der Bodleiana zu Oxford oder dem British Museum in London erfolgreicher studiren können, als in mancher deutschen Universitätsbibliothek, wenn man nicht gerade in ausnahmsweise günstigen Verhältnissen sich befindet. Ob dies wirth-

schaftlich gerade eine wohlangebrachte Sparsamkeit ist, erscheint doch recht fraglich.

Die Bibliothek des British Museum hat gegenüber unseren Bibliotheken folgende Vorzüge voraus, Vorzüge, deren Vorhandensein eigentlich im Princip selbstverständlich ist. Erstens wird in der Regel Alles angeschafft, was anzuschaffen ist; was in England erscheint, wird zwar unentgeltlich geliefert, und insofern verursacht dies keine grossen Auslagen, sodass man umsomehr für ausländische Werke verwenden kann, doch die Geldopfer sind nicht die starke Seite der Museumsverwaltung, sondern das Princip. Wir haben in Deutschland wohl auch das Princip, dass wenigstens diejenige Bibliothek, in deren Provinz oder Staat Bücher erscheinen, dieselben gratis geliefert bekommt, doch wir haben über dreissig deutschlehrende Universitäten, so dass diese Einrichtung praktisch keine grosse Bedeutung hat. *) Was in deutschsprechenden Ländern erscheint, ist nicht auf den deutschen Bibliotheken zu finden, weil man es nicht kauft, und es muss gekauft werden, denn wenn die Bücher alle Gratisexemplare sein sollten, wer bezahlte ihre Herstellung? Natürlich sind Grenzen zu ziehen, doch wissenschaftliche Werke müssten principiell von allen Bibliotheken angeschafft werden. Dies geschieht nun durchaus nicht, und

*) Dies ist zudem bei uns eine Einrichtung, deren Fortdauer vielleicht fraglich ist. Im Zusammenhange orientirt darüber Johannes Franke, die Abgabe der Pflichtexemplare von Druckerzeugnissen mit besonderer Berücksichtigung Preussens und des deutschen Reiches . . . Berlin, 1889.

es ist fraglich, ob diejenigen, die dies verhindern, d. h. nicht durch ihre Unterstützung ermöglichen, sich über die Tragweite solcher Versäumniss vollständig im Klaren sind. Wenn ich ein wissenschaftliches Werk aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, geschweige denn aus früherer Zeit, heute einsehen will, so wird in der Regel wenig Aussicht sein, es noch käuflich zu erwerben oder es überhaupt zu finden, wenn nicht ein Exemplar davon an einer der grossen Bibliotheken ein Unterkommen gefunden hat. Wo sind denn z. B. alle die Originalausgaben Goethe'scher, Schiller'scher Werke hin, geschweige denn Ausgaben von Shakspeare, von Luther, Hans Sachs? Was gäbe man jetzt für ein sicheres Exemplar dies oder jenes Druckes? Wie manche Frage von eminenter Wichtigkeit für Wissenschaft und Praxis fände ihre Erledigung, wenn wir die gedruckten Zeugnisse vergangener Zeiten noch besässen? Doch man mache nur den Versuch mit litterarischen Erscheinungen unseres Jahrhunderts. Wo sind sie alle mit Sicherheit zu finden? Und nun unsere Zeit mit ihrer unvergleichlich grösseren litterarischen Production, wer soll derselben eine Heimstätte bieten? Wozu denn all die imponirende Geistesarbeit zur Ehre der Nation, wenn sie keine Abnehmer in der Nation findet? Wir haben doch in Deutschland eine Wissenschaft in ganz anderem Sinne wie die Engländer, und bringen derselben, weil wir wissen, was wir ihr schulden, auch manche bedeutende Opfer, warum wenden wir nicht noch ein verhältnissmässig Geringes daran, sie und ihre Arbeit uns zu erhalten?

Wenn man die wissenschaftliche Litteratur nicht geschenkt kriegt, dann muss man sie eben kaufen, aber halten muss man sie auf jeden Fall. Und jedes Jahr, das man damit säumt, hinterlässt eine schmerzliche Lücke, die man später auszufüllen noch seltener das Geld hat, und selbst wenn man es dann hat oder daran wenden will, dann ist es wohl nicht mehr so leicht, das Gewünschte zu erlangen. Bücher vergangener Zeiten, die keinen Absatz fanden, verschwinden ebenso wie vielgelesene, nur noch unrettbarer unter der Stampfe. Freilich, wenn es sich um Werthloses handelt, dann würde dies Mancher gutheissen, doch es sind nicht immer die besten Bücher, die erhalten bleiben!

Während demnach der eine Hauptübelstand in Deutschland, dass die Bibliothek mit der Wissenschaft nicht fortschreiten kann, in England im Princip ausgeschlossen ist, indem alles Anschaffenswerthe angeschafft werden soll, entspricht unserem zweiten Uebelstand, der Unzugänglichkeit der Bibliothek, in England die weitgehendste Erleichterung der Benützung, und zwar dies nicht nur im Princip, sondern auch in der Praxis.

Das British Museum hat einen Lesesaal, in dem die wichtigsten Nachschlagewerke aus allen Wissenschaften die Wände füllen und jedem Leser zu Gebote stehen. Ohne irgend einen Beamten zu bemühen, kann man sich in kürzester Zeit über die verschiedensten Einzelheiten orientiren, wozu man bei unserem deutschen Bestell- und Ausleihesystem Wochen, ja Monate vergeuden könnte. Dazu gehört nun freilich auch der grosse, jedem

Leser zugängliche Katalog oder vielmehr die langen Bogenreihen alphabetisch geordneter Kataloge. Da lernt man ermessen, was vorhanden ist, und was vorhanden ist, ist in unbegrenzter Menge in kurzer Zeit durch die Beamten herbeigeschafft, soweit es nicht im Lesesaale selbst steht. Da braucht man keine Minute müssig zu versäumen, und man lernt Bücher kennen, deren Namen Einem in Deutschland nur wie die sagenhaften Phantome unwirklicher Zeiten in den Ohren geklungen haben. Und dies Alles ohne übergrossen Aufwand, nur durch Oeconomie mit der Zeit, und zwar die Rücksicht auf die Oeconomie mit der Zeit des Lesepublikums zum Principe erhoben.

Fragt man nun, welche Anwendung dies auf unsere deutschen Verhältnisse haben könne, ohne dass man Unmögliches verlangte, so handelt es sich vor Allem um principielle Aenderungen. Bezüglich der Zugänglichkeit der Bücherschätze sollte mit dem System der Bevormundung der Benutzer gebrochen und die Kataloge allgemein zugänglich gemacht werden. Die Kosten, die aus einer Herstellung einer oder zweier Duplikate der Kataloge erwachsen, sind ganz minimal im Verhältnisse zu den Vortheilen. Wenn man es aus irgend welchen Gründen bei uns nicht wagt, die Benutzer persönlich an die Repositorien der ganzen Bibliothek herantreten zu lassen, nun, dadurch dass sie die Kataloge uneingeschränkt studiren können, ist, wenn auch nicht dasselbe, dennoch das Wesentlichste gethan, soweit es sich nicht um die Be-

nützung der einzelnen Fachbibliotheken handelt. *) Für diese, die Handbibliotheken der einzelnen Fachdisciplinen ist aber direkte Benützung seitens der Interessenten unerlässlich. Wir erhielten dadurch einerseits die allgemeine grosse Bibliothek, die namentlich ältere Werke und solche, die für den täglichen Bedarf der lebenden Forschung weniger in Betracht kommen, enthielte; andererseits Fachbibliotheken, die die wichtigsten, täglich gebrauchten Nachschlagewerke, das Handmaterial und die gesammte neue einschlägige Litteratur je eines Faches oder einer Fachgruppe vereinigten. Letztere besitzen wir zum Theile schon in unseren Seminarbibliotheken, so namentlich in Strassburg, doch sind dieselben an anderen Orten in der Regel so ungenügend ausgestattet, dass sie dem Principe, alles in der betreffenden Wissenschaft Erscheinende anzuschaffen, nicht im entferntesten nachkommen können. Hier muss man ein wenig, verhältnissmässig wahrhaftig nur ein wenig Geld opfern, denn man stattet ja z. B. ein chemisches Laboratorium oder ein physiologisches Institut auch nicht damit aus, dass man anstatt der für die Arbeit nöthigen Instrumente

*) Vereinzelt wurde damit auch schon bei uns ein Anfang gemacht, doch eben der Umstand, dass dies selbstverständliche Erforderniss nur hie und da anerkannt wird, zeigt, wie rücksichtslos man im allgemeinen gegen die Studenten, die arbeiten wollen, verfährt und wie wenig man sich um ihre wirklichen Bedürfnisse kümmert; wieder sei betont, dass dieser Vorwurf in den seltensten Fällen die Bibliothekare treffen kann, deren Vorgehen ja durch die ihnen gesteckten Grenzen, d. h. durch Mangel an Raum, Arbeitskraft und Mitteln bedingt ist.

und Materialien nur für ein paar Pfennige Glaubersalz und ein billiges Vergrößerungsglas bewilligt. Einen vielversprechenden Versuch in der Richtung hat Preussen durch die Gründung fachwissenschaftlicher Seminarien für Juristen begonnen, so das unter der Leitung des bekannten Strafrechtslehrers Prof. v. Lisst in Halle stehende kriminalistische Seminar. Der Gründungsfonds von 5000 Mark und die Jahresdotation von 1800 Mark mag Laien viel erscheinen, doch ist ein solches Institut dafür auch zu etwas nütze. Wenn man mit diesem Geld eine neue Professur „ohne Portefeuille“ gründete, nützte diese weder dem Professor noch den Studenten, sondern wäre in der That Luxus. Jedenfalls werden die Studenten, die das Glück haben, an einem solchen Institut zu studiren, in ihrem Fache wirklich gründlich Umschau halten können und der Professor in der Lage sein, mit ihnen wirklich zu arbeiten.

Wenn dies für alle an Universitäten vertretenen Lehrfächer geschähe, hätten wir wohl eine für den Anfang befremdende Erhöhung des Unterrichtsbudgets zu verlangen, doch würde in wenigen Jahren der Erfolg lehren, dass die Studenten nicht nur ganz anders studiren würden, sondern dass die Nation, die Consumenten unserer geistigen Arbeit unverhältnissmässig mehr ersparten, als sie daran wendeten. Aus der mangelnden Orientirung über die Litteratur erwächst angesichts der vielseitigen und wechselnden Aufgaben der Volksbildung und bei dem natürlichen Bestreben, sich litterarisch zu bethätigen, eine heillose Zersplitte-

rung unserer litterarischen Production; und diese Zersplitterung schädigt nicht nur die Verbreitung der Bildung, sondern ebenso den Geldbeutel der bücherkaufenden Bevölkerung im Kleinen und Grossen mehr, als man denken sollte. An Stelle dieser Zerfahrenheit, die eine nutzlose Vergeudung der producirenden und consumirenden Kräfte der Nation zur Folge hat, erhielten wir eine wohlthätige Concentration der geistigen Kräfte, geistige Arbeitsstätten im wahren Sinne des Wortes, aus denen eine Volksbildung sich über alle Theile des Volkes ergösse, durch den Geistlichen, durch den Arzt, durch den Beamten, durch den Lehrer, durch den Schriftsteller, wie wir sie so sehr vermissen und so leicht haben könnten. Studium und Bildung sind keine Luxusgegenstände, sie sind die Hauptstärke unserer Nation; darum müssen sie in ihr stehen, von ihr getragen werden; sie müssen Vergangenheit und Gegenwart ganz zu erfassen trachten, um der Zukunft ihre Wege zu weisen. Und darum darf man mit so ernstesten Dingen nicht länger herumtändeln und auf halbem Wege stehen bleiben; Gewährung halber Hilfe ist Verschwendung derselben, wenn nur ganze von Nutzen sein kann, und wir haben weder Zeit noch Kräfte zu verlieren, wenn die Wissenschaft ihre Aufgabe gegenüber dem Volke, das Volk seine Pflichten gegenüber seiner Wissenschaft ernstlich erfüllen soll. Wir haben eine Cultur, die unser Volk beglücken könnte, oder vielmehr: wir hätten sie, wenn wir sie nur haben wollten!

VI.

(Zur Beurtheilung der heutigen Engländer. „Cyril. A Romantic Novel. By Geoffrey Drage. London, W. H. Allen & Co. 1889.“ Deutsches Wochenblatt, herausgegeben von Otto Arendt, Berlin, Walther & Apolant, 3. October 1889.)

Wenn im Vorstehenden auf die Gefahren hingewiesen wurde, durch die sich in Deutschland Wissenschaft und Nation einander entfremden könnten, anstatt einander zu dienen, und im Gegensatze dazu wiederholt auf die englischen Zustände eingegangen wurde, so kann daraus wohl noch nicht gefolgert werden, dass wir etwa in den Fragen der Erziehung und Bildung der Nation in jeder Hinsicht hinter den Engländern zurückstünden. Wir besitzen in unserer Wissenschaft und unseren staatlich organisirten wissenschaftlichen Institutionen ein Gut, um das uns alle anderen Nationen beneiden können und auch beneiden, ob sie es nun eingestehen oder nicht. Was aber die uns stammverwandten Engländer vor uns voraus haben, ist die Harmonie in ihrer Entwicklung, und d. h. ihre Gesundheit als Volk, ihr Gleichgewicht als Nation. Wir wollen alles vom Staate, d. h. doch nur der organisirenden Vertretung der Nation, dass wir dieser selbst aber etwas schuldig sind, wollen die wenigsten einsehen. Die „Rechte und Pflichten des Besitzes“ gelten aber doch jedem, der im glücklichen Besitze des deutschen Bürgerrechtes sich befindet!

Verschiedene Nationen miteinander zu vergleichen gewährt nicht immer besonderen Nutzen, da die Licht- und Schattenseiten der einen nur dann für die andere bedeutungsvoll sein können, wenn die sittlichen Grundlagen ihres Nationalcharakters dieselben und dazu ihre weltgeschichtliche Stellung eine analoge ist; eine solche Uebereinstimmung besteht zwischen Deutschland und England. Betrachten wir die geschichtlichen Cultureinflüsse fremder Nationen auf Deutschland, so ist es bedeutsam, wie der englische stets ein homorganer gewesen und daher nicht wie ein fremdes Element die natürliche Entwicklung hemmte oder verschob, sondern vielmehr das echt Volksthümliche so sehr kräftigte, dass aus dieser Neubelebung mächtige Impulse auf England selbst zurückfielen. So ward es eine gemeinsame Arbeit, bei der das Hüben und Drüben vielfach kaum zu scheiden war. Ich glaube, dass die Zukunft den Deutschen und Engländern — d. h. dem Greater Britain all over the World *) — gehört, und je eher wir gemeinsame Wege gehen, desto weniger Um- und Irrwege werden unseren Siegeslauf stören. Vor allem aber heisst es da, einander gegenseitig verstehen, daraus folgt dann von selbst, dass wir

*) und dazu ist insbesondere auch das englisch sprechende Amerika zu rechnen, denn mit der Sprache überträgt sich bekanntlich auch die Cultur; welche wachsende Bedeutung die englische Sprache aber überhaupt aller menschlichen Voraussicht nach schon in nächster Zukunft haben muss, ergibt sich aus der Statistik. Schon jetzt sprechen zum mindesten 125 Millionen Menschen Englisch, während man für den Anfang unseres Jahrhunderts ihre Zahl nur auf 21 Millionen berechnet,

einander ergänzen. Die englische Litteratur unseres Jahrhunderts ist ihrem wesentlichsten Charakterzuge nach eine gesellschaftliche im edelsten Sinne des Wortes. Wir fangen ja auch allmählich an, die gesellschaftlichen Fragen in den Mittelpunkt unserer Interessen zu stellen; dass das vaterländische Ehr- und Pflichtgefühl dabei aber nicht ein Luxus- und Decorationsgegenstand einzelner Klassen, sondern wie in England die sittliche Grundlage des ganzen Volkes werde, dies ist das Schönste und Wichtigste, was wir von den Engländern noch zu lernen haben.

Wenn die Engländer uns nicht bei Zeiten genügend und vorurtheilslos kennen lernen wollen, wird der Schade wohl zunächst auf ihrer Seite sein, wir unsererseits sollten aber nicht säumen, mit unseren philisterhaften Vorurtheilen aufzuräumen, und das grosse Brudervolk seinem inneren Werthe nach zu verstehen trachten; dort fliessen Lebensquellen, an denen keiner ohne reiche Erquickung getrunken; und um auf einige derselben flüchtig hinzuweisen, sei zum Schlusse nochmals auf das schon zu Anfang dieses Schriftchens erwähnte Buch von Geoffrey Drage in Kürze eingegangen.

Wir haben englische Romane in Masse und darunter soviel Vortreffliches, dass es kaum berechtigt wäre, wollte man für alle Neuerscheinungen

und es ist gerade bei ihnen der gesunde Kindersegen sowie auch die Zähigkeit, mit der sie an ihrer Sprache hängen, bekannt; wie viele werden demnach in weiteren zwei Generationen die englische Sprache und mit ihr die englische Cultur geerbt haben! Die Franzosen sollen sich von $31\frac{1}{2}$ Millionen zu Anfang des Jahrhunderts heute nur auf 50 Mill. vermehrt haben, die Russen von 31 auf 70! Solche Zahlen geben zu denken!

die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums besonders aufrufen. Es ist eher Gefahr vorhanden, dass durch unsere Sucht, die neuesten Sensationsromane zu verschlingen, Werke von dauerndem Werthe in den Hintergrund des Interesses gedrängt werden.

Wenn ich mich aber trotzdem veranlasst fühle, für den „Roman“ Cyril mit allem Feuereifer in die Trompete zu stossen, so geschieht es, weil wir es hier wirklich mit etwas ganz Eigenartigem, Aussergewöhnlichem zu thun haben, nicht sowohl mit einem Roman im gewöhnlichen Sinne, als vielmehr mit einer ernsten Denkschrift in poetisch schöner Gestalt, die nach vielen Seiten hin zu denken gibt, und die auch für uns von hervorragendem Interesse sein müsste, selbst wenn nicht bereits drei Auflagen des Buches seit Neujahr erschienen wären.

Wir haben einen Verfasser vor uns, der nach jeder Richtung hin die Höhen unserer heutigen Cultur bezeichnet, sein Werk enthält eine enthusiastische Verherrlichung der Ideale des Engländers und damit einen politisch-reformatorischen Mahnruf an seine Landsleute, die sinkende Grösse und bedrohte Zukunft des Vaterlandes wahrzunehmen und mit der Schwungkraft eines unbesieglichen Idealismus zu retten.

Der Hauptheld oder Träger der Handlung ist der Jurist Evelyn Grey, vom Persönlichen abgesehen, wohl der Verfasser selbst. Evelyn und sein jüngerer Bruder Cyril, die Söhne eines angesehenen englischen Landarztes, repräsentiren Jung-England,

ihnen gegenüber Vladimir und Viera Galitzine, Sohn und Tochter einer in freiwilligem Exil in Triest lebenden russischen Fürstenfamilie, Jung-Russland. Alte freundschaftliche Beziehungen der beiden Familien führen zu einer Reihe Complicationen, die Evelyn, sowie Vladimir und besonders Viera Gelegenheit geben, ihre politischen und gesellschaftlichen Ideen zu entwickeln. Die Gegensätze ihrer Lebensanschauungen charakterisiren die beiden Nationen. Das Poetischste ist der Aller Herzen gewinnende, liebenswürdige Jüngling Cyril, dessen Schilderung den Eindruck eigenster persönlicher Erlebnisse des Verfassers macht. Für ihn, den reinen, sonnig heiteren Jüngling, hoffte Evelyn vorzuarbeiten, mit ihm oder vielmehr durch ihn dereinst seine politischen Ideale verwirklicht zu sehen; ihn entreisst ihm vorzeitig der unerbittliche Tod, seinem Gedächtniss zu Ehren scheint das Buch entstanden. Fehlt nun eigentlich das tragische Motiv für den tragischen Ausgang, so ist dies künstlerisch keineswegs ein Fehler. Cyril ist das Ideal an sich, dessen Realität nothwendig in der Idee bleiben muss, nicht in der Wirklichkeit; Cyril repräsentirt aber das Ideal des heutigen, jungen Engländer der Gegenwart, nicht eine entschwundene Phantasiegestalt der „guten“ alten Zeit. Insofern also erweckt er den Glauben an die Realität des Idealen in unserer Gegenwart und Zukunft und kann nun als Person von der Bildfläche verschwinden. Die Gestalt Cyrils erfüllt also die Forderung alles Tragischen, dass es den Menschen erhebe, indem es ihn zermalmt; sie zeigt dem

überlebenden Bruder und mit ihm der jungen Generation, dass das sieghafte Ueberwinden unseres Schmerzes über das Vergängliche unsere Sendung ist. Denn alles Vergängliche ist nur ein Gleichniss! Wenige werden wohl trockenen Auges lesen können, wie Cyril auf dem Krankenlager die Parlamentscandidatenrede des älteren Bruders umarbeitet, oder seinen letzten Brief an den Zurückbleibenden, doch nicht aus rührseliger Weichlichkeit, sondern höher schlagenden Herzens, mit dem frohen Glauben an die Realität des Idealen im Menschen.

Die heutigen Engländer kennt man bei uns viel zu wenig und beurtheilt sie meist nur nach Aeusserlichkeiten, sowie man über die Amerikaner jeden dummen Witz glaubt, ohne eine Ahnung davon zu haben, wieviel menschlich Schönes und Grosses auch sie vor uns voraus haben. Es steht dies aber dem deutschen Streben nach Universalität übel an. Wer die Engländer nach ihren ungünstigsten Repräsentanten beurtheilt, den zweifelhaften Individuen, die sich als Reisende*) allerorten unangenehm machen oder sich in Schwärmen in deutschen Städten niederlassen, nicht um deutsche Bildung sich anzueignen, sondern um bei uns ungenirter und billiger leben zu können — der urtheile lieber gar nicht. Will er aber urtheilen, so lese er „Cyril“. Wer aber Gelegenheit hatte, die Engländer im eigenen Hause wirklich kennen zu lernen, oder wer durch die Lectüre ihrer trefflichen Romane

*) in deren Beurtheilung man aber auch nicht vorschnell sein darf! s. darüber weiter unten.

ihnen näher getreten, sich aber oftmals nicht klar bewusst wird, woran es liegt, dass er so unendlich viel Herzerquickung daraus gewonnen und warum er nicht umhin kann, diesem glücklichen Volke Liebe und Hochachtung zu schenken — vielleicht oft sogar mit wehmüthigem Neide — der lese erst recht „Cyril“. „Cyril“ wird ihn die Engländer verstehen lehren.

Gerade in unseren Tagen hat der Besuch unseres jungen Kaisers in England Deutsche und Engländer einander — hoffentlich nicht nur vorübergehend — wieder näher gebracht. Und es war mir eine frohe Bestätigung meiner Erwartungen, als die Zeitungen die Nachricht brachten, dass der oberste Kriegsherr der bestorganisirten Streitmacht der Welt an den englischen Freiwilligen besonderes Gefallen fand,*) ein Eindruck, der um so bedeutungsvoller ist, als diese freiwilligen Landesvertheidiger ja vielfach so primitiv organisirt und ausgerüstet sind, dass einen an deutsche Verhältnisse Gewöhnten oft das Lachen beschleichen könnte. Doch wer sie gesehen und beobachtet, der denkt nicht daran, zu lachen! Jedem Mann muss das Herz höher schlagen bei dem grossartigen Pathos, der unvergleichlichen männlichen Begeisterung, die nicht wie bei heissblütigen Südländern durch zündende Reden auf Augenblicke angefacht werden kann, sondern die auf der festen Grundlage nationalen Ehr- und Pflichtgefühls und männlichen Sinnes für

*) Aehnliches berichten soeben die Zeitungen auch bei Gelegenheit des diesjährigen Besuches unseres Kaisers in England. (Juli 1891.)

Recht und Gesetz beruht, geweiht durch das Bewusstsein, im Dienste der Nation zu stehen. Und diese Bravheit, diese Unbesieglichkeit der Gesinnung im Dienste einer Idee, das ist keine Sache des praktischen Geschäfts oder der Staatsraison oder irgend welcher glücklicher politischer Zufälle; es liegt im Nationalcharakter, in der gloriosen Devise: England expects every man to do his duty! Und das Werden dieses Charakters kann man in der heranwachsenden Jugend beobachten. Drage führt uns auf den Cricket-Spielplatz der Schulkungen, zu den Bootwettfahrten in Oxford. Hier wird der spätere Mann gebildet. Der Sieg im Cricketspiel ist eine Sache von solcher Wichtigkeit, jedes Glied der einen Partei ist so sehr mit allen Fasern seines Herzens, mit gänzlichem Verleugnen der eigenen Person im Dienste der gemeinsamen Aufgabe, dass Alt und Jung mit fortgerissen sind von der gewaltigen Begeisterung, dass die ganze englisch sprechende Welt die telegraphischen Berichte über den Verlauf des cricket match mit lebhaftestem Interesse in den Zeitungen verfolgt und dass der russische Kriegsheld Vladimir beim Anblicke der Jungen sagen muss: „Wenn sie es so treiben, wenn es sich einmal darum handelt, uns in Indien zu bekämpfen, da werden wir wohl mehr zu thun haben, als unser Kriegsrath in Petersburg glaubt!“

Diese Selbstverleugnung im Dienste einer Idee erscheint Drage als die sittliche Triebkraft alles Grossen, was die englische Nation geleistet, alles, was sie in Zukunft zu leisten hat. Der Mangel

dieser „selfdenial“ sei der Grund des gegenwärtigen Niederganges Englands, einer Politik der kurz-sichtigen Selbstsucht, des Vorwaltens kleinlicher Parteiinteressen. Die Begeisterung für die vergangene Grösse, der Glaube an die Nation und diese Selbstverleugnung sei wach zu erhalten oder zu erwecken. Ins praktische Leben übertragen, ergeben sich daraus eine Reihe von Reformvorschlägen, wovon ein besonders wichtiger und zeitgemässer hervorgehoben sein mag, die Benutzung der grossen und meist ungenutzt verkümmernenden Kraft der weiblichen Arbeit, und zwar nicht allein der Handarbeit, sondern der Geistesarbeit. Die Frauenemancipation ist ja in England eine Tagesfrage, sowie die Uebertragung des Stimmrechts, doch die Rolle, die Drage den englischen Müttern, Schwestern und Töchtern zuweist, wäre auch bei uns im Stande, manches gesellschaftliche Räthsel zu lösen. Wir brauchen sie Alle, Arbeit genug für Alle, ruft er aus, ihre Mitwirkung können wir nicht entbehren! Die Freude an der Arbeit, das Gefühl des Mitwirkens am Gedeihen der Nation zum Ausgangspunkt genommen, hört das Weib auf, willenloser Slave zu sein, und die wahre Weiblichkeit entwickelt sich erst recht in dem ihrem Wesen angemessenen Wirkungskreis.

Von diesem Schwunge der Pflichtfreudigkeit getragen, erscheint die politische Aufgabe Englands in der Weltgeschichte auch nur einer Deutung fähig, es ist der Kampf der sittlichen Freiheit gegen die entsittlichende Tyrannei, der Cultur gegen Barbarei, der religiösen Toleranz gegen

religiöse Bevormundung. Als gefährlichster, drohendster Vertreter der gegnerischen Principien erscheint der Riesenkoloss Russland, mit dem England früher oder später zum Entscheidungskampf um den Besitz der Welt antreten muss. Nicht allein die zur selbstverständlichen Gegnerschaft zugespitzten äusseren politischen Interessen der beiden Grossmächte, nein die Pflicht der Vertheidigung der geknechteten Menschenrechte innerhalb Russlands selbst, dieses unglücklichsten Landes, muss jede freiheitliche christliche Macht zu den Waffen rufen. Nicht das unglaublich gemissbrauchte, gutartige russische Volk, das mit Nothwendigkeit zum Nihilismus gedrängt wird, sondern die undurchdringliche Corruption und freche Zuchtlosigkeit des Beamtenthums ist ein Schandfleck für die civilisirte Welt. Als natürlicher Bundesgenoss erscheint Drage der deutsch-österreichisch-italienische Dreibund. Es ist bemerkenswerth, dass Drage die russischen Verhältnisse nicht weniger wie seine heimischen studirt zu haben scheint und offenbar aus eigener Beobachtung schildert. Die politischen Zustände der Länder des Dreibundes werden meist nur nebenher mit einigen schmeichelhaften Worten gestreift. Für den Ernst des Culturkampfes in Deutschland hat Drage das richtige Verständniss, weniger für die österreichischen Verhältnisse, und über Ungarn urtheilt er so grundverkehrt, wie die Engländer überhaupt; doch das thut weiter nichts zur Sache. Schweden, Norwegen, Dänemark und auch Frankreich bleiben politisch ganz ausser Spiel.

Die Brauchbarkeit der positiven Vorschläge,

sowohl für die innerenglischen Verhältnisse als auch für die äussere Politik wird begreiflicherweise im Einzelnen mannigfache Discussion zulassen. Die leitenden grossen Gesichtspunkte aber, die sich aus dem englischen Nationalcharakter und seinen Bedingungen ergeben, sind es, die uns in Deutschland nicht weniger als die Engländer selbst mächtig berühren müssen.*)

Doch noch eine andere Saite schlägt das Drage'sche Buch an, die für uns mindestens von derselben Bedeutung ist, wie die nationale, politische Tendenz.

Wem ist nicht wiederholt aufgefallen, dass sowohl in der wissenschaftlichen wie in der poetischen Litteratur der Engländer die Religion vielfach auch dort hineinspielt, wo wir es am wenigsten erwarten möchten. Englische Schriftsteller scheinen sich gewissermaassen gewohnheitsmässig bei jeder nur möglichen Gelegenheit biblischer Terminologie zu bedienen, ja nach unserem Gefühl oft in recht geschmackloser Weise. Es dient dies nicht wenig zur Bestärkung der in Deutschland weit verbreiteten Ansicht, dass die Bethätigung religiösen Gefühls bei den Engländern eine ihrer widerlichsten Heucheleien sei. Wer die Engländer nun selbst im eigenen Lande beobachtet, wird wissen, dass diese Ansicht so grundverkehrt als verhängnissvoll

*) Ich will nicht unterlassen, hier auf eine treffliche Würdigung des „Cyril“ im diesjährigen Märzhefte der Preussischen Jahrbücher aus der Feder eines geistvollen, jungen Nationalöconomen, Gerhart von Schulze-Gaevernitz, hinzuweisen.

für unsere Beurtheilung der Tragweite religiösen Empfindens überhaupt ist. Auch die englischen Schriftsteller würden uns mit unvermittelten religiösen Excursen nicht überraschen, wenn ihnen ihre Religion nicht etwas Selbstverständliches, sondern mehr Gegenstand kritischen Zweifels wäre; steckte hinter ihren Aeusserungen eine heuchlerische Absicht, so würden dieselben vor allem geschickter vorgebracht werden.

Es ist deshalb in mehrfacher Hinsicht interessant, dass in Drage's „Cyril“ diese religiöse Seite des Engländerthums nicht als etwas sich zufällig Verrathendes mit unterläuft, sondern mit bewusster Absicht als Lebensnerv der sittlichen Weltanschauung zum Ausdrücke kommt.

Bei uns haben Politiker und Nationalöconomen wiederholt auf die Nothwendigkeit der Pflege religiösen Sinnes im Volke hingewiesen, und es ist charakteristisch für unsere deutschen Zustände, wie diese Absicht von vielen Seiten missdeutet wird. Eine Art Religiosität anzubahnen als Mittel zum Zweck, um die Dummen zu regieren und die gefährlich werdenden Massen im Zaume zu halten, dies wäre allerdings eine traurige Verirrung der Staatsraison, zugleich aber auch ein arges Verkennen des Werthes des Christenthums.

Diejenigen, die im Vorhinein darüber einig sind, dass das Christenthum dem Gebildeten nichts bieten könne, was die moderne Bildung nicht viel besser darböte, ja dass die Pflege christlichen Sinnes im Widerstreite mit dem Fortschritte unserer Cultur stehe, müssen freilich wünschen, dass die

Religion möglichst aus dem öffentlichen Leben zurücktrete, und dass Jene, die ohne Religion nicht auskommen können, sich damit in Gottes Namen befassen mögen, soweit nicht andere Pflichten darunter leiden. So denken nun in Deutschland doch nicht Alle, und die Wiederbelebung religiöser Ideen in der Gegenwart beschäftigt manche helle Köpfe auch bei uns; auch bei uns ist vielen Gebildeten, und gerade nicht den Schlechtesten unter ihnen, das Christenthum die unentbehrlichste Quelle der Glückseligkeit in Freud und Leid; andererseits kann sich Niemand der Gefahr verschliessen, die für Deutschland darin liegt, wenn das religiöse Bedürfniss der Massen auf jene Abwege fanatischen Wahnwitzes gelenkt wird, die wohl im Dienste einer politischen Partei recht brauchbar sind, mit dem Christenthume aber nichts als den Namen gemein haben.

Auf die grosse Frage, ob das Christenthum, die Religion der freudigen Selbstverleugnung im Dienste einer Idee, sich heute als Lebenselement überlebt hat, werfen die religiösen Zustände im englischen Volke, wie sie wirklich sind, helles Licht. Mit der ganzen Wucht einer ehrlichen, sittlichen Ueberzeugung fusst der Engländer auf seinem protestantischen Christenthum, und die enthusiastischen Aeusserungen religiösen Gefühles im „Cyril“ ebenso wie die nüchternen, besonnenen Erörterungen darüber werden religiös gestimmte Leser mächtig mit fortreissen, anderen aber, die diesen Fragen kalt oder ablehnend gegenüberstehen, Manches zu denken geben. Es ist dies eine der

interessantesten Seiten des Buches, lehrreich für uns Deutsche, lehrreich auch für eine gewisse Sorte Engländer, denen Carlyle noch nicht aufgegangen ist.

Noch ein Drittes ist es aber, was aus dem Buche zu gewinnen ist, die Persönlichkeit des Verfassers, soweit sie typisch für die Engländer ist, und zwar auch für die reisenden Engländer. Ich erinnerte oben daran, wie bei uns manches schiefe und harte Urtheil durch die reisenden Engländer verschuldet sei; unter diesen gibt es aber Unterschiede. Mehr von ihnen als man denken sollte, reisen mit aller Virtuosität sinniger, genussfreudiger, verständnissinniger Beobachtung. Eine Anzahl älterer und jüngerer, weiblicher und männlicher englischer Freunde beweist mir, dass Mr. Drage-Evelyn Grey keine vereinzelte Ausnahme sei, und dies ist ein Glück und ein tröstlicher Ausblick in die Zukunft der englischen Nation. Die Spuren höchster Bildung und feinsten Beobachtung, die im „Cyril“ zu erkennen sind, sind bezeichnend für das, was der Engländer bei all seiner nationalen Selbstbeschränkung doch sich zu eigen zu machen weiss. Griechenland, das classische Alterthum in seiner Gesundheit und Reinheit in der Nacktheit, die ganz Goethe'sche Vertiefung in das Wesen des Weibes, bei aller protestantischen Gesinnung das feinsinnige Verständniss für den Zauber des Katholicismus, die Charakteristik Spaniens, Niederländische Malerei, Richard Wagner, Christus im Mittelalter u. A. m., alles dies sind zwar nicht nothwendige Bestandtheile der Hand-

lung im „Cyril“, doch wohl höchst bezeichnende Spiegelungen der geistigen Atmosphäre von Jung-England. Wenn wir Deutsche, die wir in Kunst und Wissenschaft, Gesetzgebung und politischer Organisation heute England soweit überholt haben, dieser bedeutungsvollen Kundgebung des jungenglischen Idealismus näher treten, möge uns dies vor der Gefahr bewahren, nun unsererseits in den Fehler nationaler Selbstzufriedenheit zu verfallen. Wo so hohe Begeisterung, so mächtiger Schwung und so starker Glaube daheim sind, da ist auch eine grosse Zukunft zu erwarten. Und wo ist eine andere, stammverwandte Nation, die uns in ihren Idealen so nahe stünde als die englische, mit der wir lieber Hand in Hand schaffen wollten an der Culturmission des Germanenthums? Mögen wir daher nicht zurückbleiben im köstlichsten Gute, das wir Menschen haben, im **E n t h u s i a s m u s**!

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Johan Bale's Comedy concernynge thre Lawes.

Mit Einleitung, Anmerkungen und einem Excuse über die Metrik herausgegeben. Halle, Niemeyer 1882. gr. 8. III u. 128 S. M. 3. —.

Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen.

Zweiter, wesentlich erweiterter Abdruck. Berlin, Julius Springer 1884. gr. 8. VIII u. 60 S. M. 1. 40.

Die angelsächsischen Prosabearbeitungen der Benedictinerregel.

Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben. Kassel, Georg H. Wigand 1885—1888. 8. XLIV u. 260 S. M. 10. —.

Supplement zur Englischen Schulgrammatik.

Einleitung und Paradigmen zur Lehre von der Aussprache und Wortbildung. Mit in den Text gedruckten Abbildungen. Wien, Alfred Hölder 1885. gr. 8. VI u. 34 S. M. —. 75.

Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnisse zur praktischen Spracherlernung.

Leipzig, T. O. Weigel 1887. gr. 8. II u. 64 S. M. 1. —.

Die Winteney-Version der Regula S. Benedicti.

Lateinisch und Englisch mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und einem Facsimile zum erstenmale herausgegeben. Halle, Niemeyer 1888. gr. 8. XXVIII u. 175 S. M. 5. —.

Percy's Reliques of Ancient English Poetry

nach der ersten Ausgabe von 1765 mit den Varianten der späteren Originalausgaben herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und den erhaltenen Singweisen versehen. 1. Hälfte. Heilbronn, Henninger 1889. 8. V und 524 S. M. 8. —.

Über Titus Andronicus. Zur Kritik der neuesten Shakspereforschung.

Marburg i. H., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1891. 8. VI und 140 S. M. 3. 20.



Schröer, Michael Martin Arnold

Ueber Erziehung, Bildung und Volksinteresse in Deutschland und England

Dresden-N. 1891

Paed.th. 5213 f

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11870914-6